

Frankfurter Allgemeine
Magazin

JUNI 2021



DAVID ALABA
NO ANGELS
BENEDICT CUMBERBATCH
BAZON BROCK
PRINZESSIN DIANA
ALBER ELBAZ
UND VIELE ANDERE

BORN IN LE BRASSUS



AUDEMARS PIGUET
Le Brassus

RAISED AROUND THE WORLD



AUDEMARS PIGUET BOUTIQUE FRANKFURT : GOETHESTRASSE
AP HOUSE MÜNCHEN : MAXIMILIANSTRASSE

Natalia's Maxx Moment

Für Reservierungen rufen Sie bitte
+90 242 444 6299 an oder senden
Sie eine Email an Book@maxxroyal.com
www.maxxroyal.com

MAXXROYAL
RESORTS





HAPPY SPORT

- Handgefertigt aus ethischem Gold -

Chopard

THE ARTISAN OF EMOTIONS – SINCE 1860

E-boutique : chopard.de

NICHT VON HEUTE

Ja, dies ist eine Ausgabe, die recht historisch daherkommt. Sogar beim Neubeginn der No Angels, die wir in aktueller Mode auftreten lassen, geht der Blick zurück in eine Zeit, in der selbst ich noch fast jung war. Kein Wunder, dass die vier Frauen, die von der Fünfer-Gruppe übriggeblieben sind, viele alte Hits neu aufleben lassen, wie es Johanna Dürholz beschreibt. Wir leben in unseren Erinnerungen, und für mich gilt das wohl ganz besonders. Beispiel Alber Elbaz: Als der Modemacher vor einigen Wochen starb, musste ich sofort an den noch recht schmalen Designer denken, der mir 1998 kurz vor seiner Yves-Saint-Laurent-Premiere ein sehr lustiges Interview gab, obwohl gleich die Weltpresse und Monsieur persönlich über ihn herfallen würden. Wir haben ihn wenige Wochen vor seinem Tod für den Fragebogen interviewt, den wir posthum abdrucken – an diesem Samstag wäre er 60 Jahre alt geworden. Beispiel Prinzessin Diana: Als ich Jennifer Wiebkings schönen Essay über ihr Nachleben las, musste ich an den Morgen des 31. August 1997 denken, als mir eine Freundin am Heidelberger Hauptbahnhof erzählte, Diana sei umgekommen – ins Internet kam ich mit meinem klobigen Handy noch nicht. Beispiel Holger Wustmann: Als ich das Interview meines Kollegen Matthias Wyssuwa mit seinem Klassenlehrer las, dachte ich an meine Lehrerin Frau Haurand, die sage und schreibe 42 Jahre an der Grundschule Westfeld durchgehalten hat. Sie sehen: Diese Ausgabe wird Ihrer Erinnerung auf die Sprünge helfen. Und dabei habe ich nicht einmal über unseren Titelhelden David Alaba geredet, mit dem ich als Bayern-Fan (immerhin gebe ich es zu!) so viele wunderbare Momente verbinde. Und auch nicht über die Pinsel, die auf dieser Seite abgebildet sind. Sie sollen auf die wunderbare Geschichte über den Maler vorbereiten, der die Alpen und damit auch die Erinnerungen an Wanderungen, Besteigungen und herrliche Momente im Bild festhält. Was soll ich sagen? Lesen Sie alles und lassen Sie Ihren Erinnerungen freien Lauf! Auch wenn man sich die Vergangenheit häufig weichzeichnet und die Welt schönmalt: Erinnerungen zu teilen verbindet. Viel mehr kann man nicht erwarten nach der erzwungenen Vereinzelung des vergangenen Jahres. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Johanna Dürholz, Markus Ebner, Claus Eckert, Sebastian Eder, Leonie Feuerbach, Timo Frasch, Aylin Güler, Jasmin Jouhar, Ben Kuhlmann, Andreas Lesti, Stefan Locke, Emelie Marandou, Kim Maurus, Christopher Meltzer, Celina Plag, Peter-Philipp Schmitt, Dr. Michael Spehr, Bernd Steink, Julia Stelzner, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Matthias Wyssuwa

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direction:
Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Anzeigen:
Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Maukner,
REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH,
Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de

Hersteller:
Andreas Gierth

Druck:
Mohr Media Mohndruck GmbH
Carl-Borchersmann-Straße 161M
33311 Gütersloh



VICENZA
FOPE
DAL 1929

FOTOS: CONRAD BAUER, ANDREAS LESTI, DANIEL PILAR, FINN WINKLER, PRIVAT



CONRAD BAUER hat damals den Hype um die No Angels gar nicht so mitbekommen. Als wir ihn jetzt darum baten, die Girlgroup zu fotografieren, war der Berliner Fotograf daher überrascht. Im Studio in Köln löste ein Selfie mit den Engeln die Stimmung – und er fing sie so ein (Seite 44), wie er sie einschätzt: als starke Frauen.



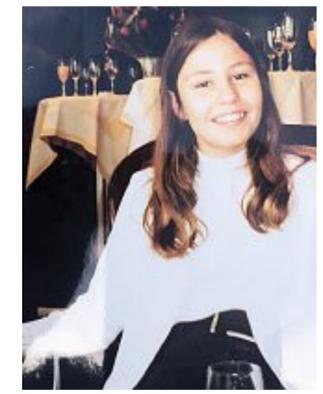
ANDREAS LESTI aus dem Reisetil der F.A.S. schreibt viel über die Geheimnisse der Berge. Die Geschichte über seinen angeheirateten Onkel in Tirol (Seite 24) hat er jedoch erst jetzt entdeckt. Der Bergsteiger und Maler verewigt seit einem halben Jahrhundert die Berge in Öl und Acryl. An die Öffentlichkeit ist er damit nie gegangen. Bis jetzt.



MATTHIAS WYSSUWA erlebte den Fall der Mauer als Erstklässler in Neubrandenburg. Viel weiß der heutige F.A.Z.-Korrespondent für Norddeutschland und Skandinavien nicht mehr aus der Zeit. Nur, dass trotz der Unruhe der Klassenraum ein Ort der Stabilität war. Grund genug, seinen Klassenlehrer Holger Wustmann zu treffen (Seite 56), der mit seinen Schülern gerade wieder unruhige Zeiten durchlebt hat.

MILTARREBETTER

JENNIFER WIEBKING ist hier bei der Goldenen Hochzeit ihrer Großeltern zu sehen. Das Foto ist von 1997, dem Jahr, als Prinzessin Diana starb. Die Trauerfeier schaute die damals Elfjährige im Fernsehen, ohne die kollektive Anteilnahme wirklich zu verstehen. Knapp ein Vierteljahrhundert später fragt sich unsere Redakteurin aus Anlass von Dianas sechzigstem Geburtstag: Warum berührt sie bis heute sogar Menschen, die nach 1997 geboren wurden? (Seite 52)



CHRISTOPHER MELTZER, 1993 in Friedrichshafen geboren, spielte noch in der C-Jugend des TSV Grünkraut, eines kleinen Vereins in Oberschwaben, als David Alaba im Sommer 2008 zum FC Bayern wechselte. Fünf Jahre später zog Meltzer nach München, zum Studieren und zum Schreiben. Als Sportkorrespondent der F.A.Z. saß er in Alabas Abschiedssaison bei fast jedem Spiel in der Arena. Natürlich musste er das Porträt des großartigen Spielers schreiben (Seite 28), der nun mit der österreichischen Nationalmannschaft bei der Europameisterschaft antritt. Meltzer selbst zieht seine Fußballschuhe seit seinem zweiten Kreuzbandriss nur noch selten an.



ADIEU TRISTESSE

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 25 GALERIEN WELTWEIT



Guachinarte Palm Springs
Auffl. 150, handsigniert, 64,4x99,4 cm
Art.-Nr. GUA03, 899€



LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10687 Berlin, Änderungen und Irrtümer vorbehalten, Interior © Ziegert-Immobilien.de



Optischer Genuss: Die Zubereitung eines asiatischen Glasnudelsalats lohnt sich allein schon aus ästhetischen Gründen. (Seite 55)



Er nimmt sich die Zeit: Thomas Höhnel hat für die Uhrenmarke Nomos das Design der Produkte im Blick. (Seite 34)



ZUM TITEL
David Alaba wurde im Februar in München von Julia von der Heide fotografiert. Er trägt einen Mantel von Jil Sander.

- 12 BAZON BROCK
- 21 HANS SARPEI
- 42 BENEDICT CUMBERBATCH
- 52 PRINZESSIN DIANA
- 62 ALBER ELBAZ

IM KOMMEN Immer mehr Frauen in entscheidenden Rollen tragen Haarreife. *Seite 16*

IM WACHSEN Mehrsprachigkeit ist für Kinder kein Problem, sondern eine Bereicherung. *Seite 22*

IM LADEN Vor 50 Jahren startete das Magazin – und belebte den Design- und Möbelhandel. *Seite 39*

IM NORDEN Malente hat viel mehr zu bieten als längst vergangene Geister. *Seite 59*

IM WERDEN Start-ups haben das lukrative Geschäft mit der Fruchtbarkeit entdeckt. *Seite 60*

IM REINEN Bluetooth für die Zähne: Elektrische Zahnbürsten helfen mit allen Mitteln. *Seite 61*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 10. Juli bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin **Twitter:** @fazmagazin

Fundstück: Der wahre Wert dieser Schale im Besitz der Porzellansammlung Dresden blieb lange verborgen. Jetzt ist klar: Sie ist gut 1000 Jahre alt. (Seite 36)



See-Mann: Roland Mary, Betreiber des „Borchardt“ in Berlin, eröffnet jetzt das „Café am Neuen See“ – in ganz neuer Form. (Seite 54)

FOTOS: CLAUDIUS EBERT, JENS GYARMATY, ANDREAS REIN (2)



Aus der F.A.Z. vom 3. Juni 1971: Bazon Brock stellt vor einer Baum-Attrappe am Frankfurter Steinweg sein Theaterstück „Bazon Brocks Pfingstpredigt“ vor.

Foto Barbara Klemm

VOR FÜNFZIG JAHREN

Das Wetter an Pfingsten 1971 soll herrlich gewesen sein, als Bazon Brock, Philosoph und eine zentrale Figur der deutschen Avantgarde-Kunst, einen Wagen, auf dem ein arkadisches Idyll samt deutscher Eiche montiert war, zu Fuß durch die Frankfurter Innenstadt zog. Stundenlang ging das so, bis der Philosoph am Steinweg zum Stehen kam und sodann, im Rahmen des Theaterfestivals Experimenta, eine „Pfingstpredigt“ hielt. Was hat er sich dabei gedacht?

Am Telefon erklärt er es so: Es habe sich um eine Mischung gehandelt aus theatralischer Praxis, Alltagsästhetik – gemeint sind hier etwa die Marktschreier, die den neuesten Kartoffelschäler anpreisen – und Achtundsechziger-Protestformen. Von diesen stammten viele aus der Kunst. Die Künstler wiederum waren die Erben von Ritualen, von denen sich die katholische Kirche mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil abgewandt hatte: über Jahrhunderte bewährte Formen der Zusammenhänge von Monstranz und Demonstranz. Monstranz: Ich mache etwas mir Wichtiges sichtbar, obwohl es selbst unsichtbar ist. Demonstranz: Ich gehe hinter der Monstranz her und bezeuge so, dass das, was da als angeblich Allerheiligstes hochgehalten wird, tatsächlich allerheiligst ist.

Im Motiv der Pfingstpredigt kommt beides zusammen. Eine Menge bezeugt durch ihre Ergriffenheit, dass der Heilige Geist mit der ihm zugeschriebenen Kraft wirklich existiert. In der Geschichte gab es derlei unzählige Male. Eine kollektive Hingabe an eine Botschaft wird erst provoziert und dann als Beweis für die Richtigkeit oder Bedeutsamkeit der Botschaft interpretiert. Das ist Massenpsychologie – und mithin gerade kein Beweis für Richtigkeit oder Bedeutsamkeit.

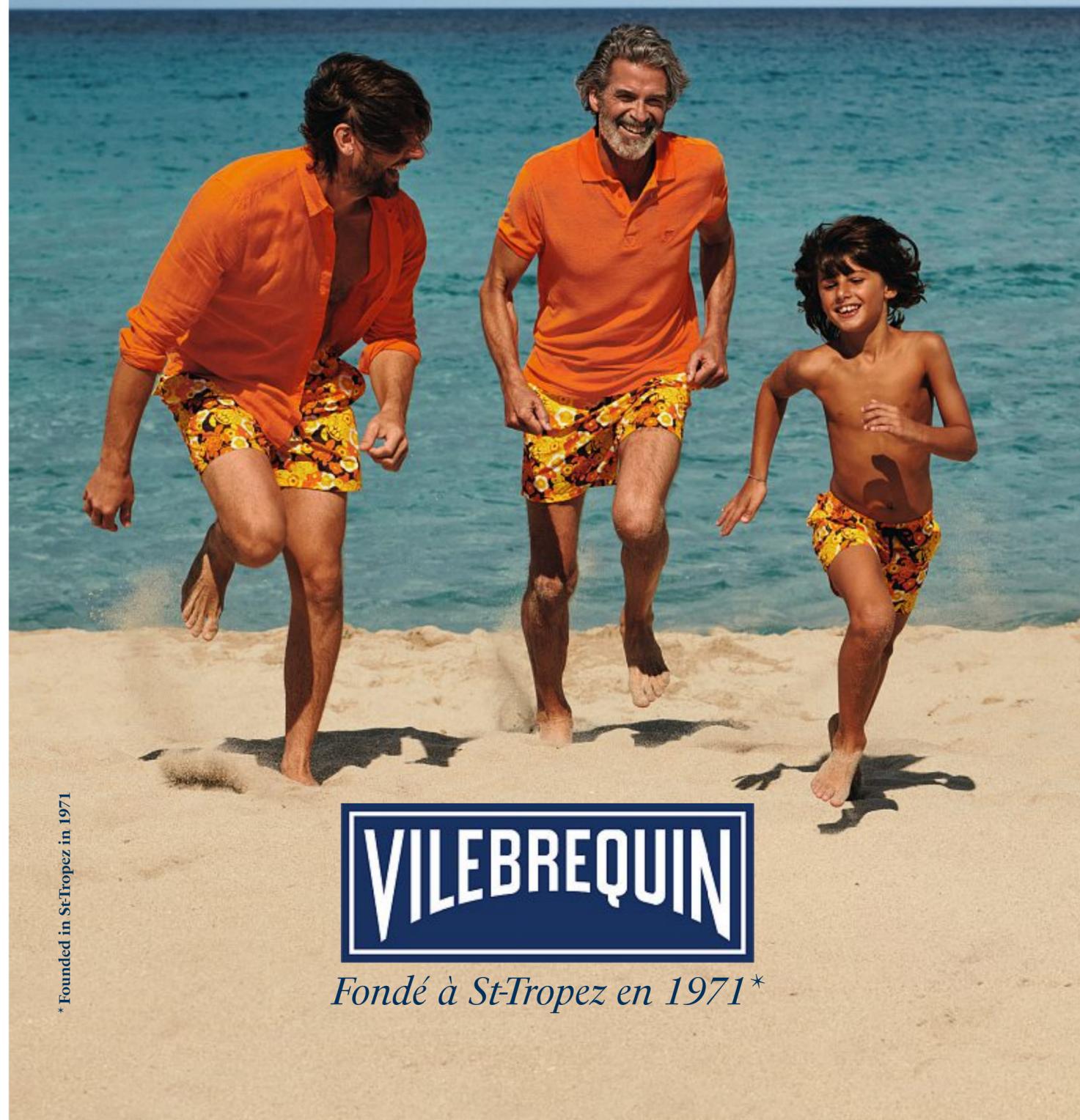
Bazon Brock übersetzte 1971 die Pfingstpredigt, die einst Paulus gegen das ekstatische, aber bewusste Zungenreden gehalten hatte, ins zwanzigste Jahrhundert, das Jahrhundert der totalitären Verführungen. In einem ersten Schritt ging es ihm darum, aus den gleichgültigen oder

ungläubigen Umstehenden Interessierte zu machen, die sich für das, was er zu sagen hatte, begeistern lassen. Oder, wie Brock sagt: aus Saulussen Paulusse zu machen. Aber dabei durfte es eben nicht bleiben. Aufklärung über die Verführbarkeit von Menschen bedeutet nämlich, die begeisterten Paulusse wieder in Saulusse zurück zu verwandeln. Denn, so sagt der Philosoph Brock, erst wenn ich hinreichend in der Lage bin zu zweifeln, weiß ich, was Glaube bedeutet. Erst wenn ich fähig bin zu kritisieren, anzuerkennen, dass eine Aussage kritikwürdig ist, weiß ich überhaupt, was an der Aussage dran ist. Alles andere sei bestellte Lobhudelei. Pathos, das nichts kostet.

Brock warf auf seinem Wagen unter der deutschen Eiche und unter den Augen von Jürgen Habermas also die Frage auf, wie man nach Nationalsozialismus und Stalinismus, nach den Erfahrungen von totalitären Indoktrinationen, überhaupt noch auf einer Bühne etwas vertreten könne. Er machte auf eine Gefahr aufmerksam, der jeder Rhetor sich aussetzt: dass er bei den Zuhörern etwas bewirkt, was gegen seine Absicht ist. Der Rhetor will zum Beispiel eine Lanze für die Freiheit brechen durch einen flammenden Appell und fördert gerade durch das Flammende des Appells die Bereitschaft zum Enthusiasmus des Kollektivs und zur Unterwerfung: dem Gegenteil von Freiheit. Die von der Pfingstpredigt aufgeworfenen Fragen sind auch die Fragen der Künstler. Diese wollen überzeugen, ja sie wollen sogar Applaus, aber sie merken, in dem Maße, wie sie ihn bekommen, dass sie eigentlich alles verlieren, was ihnen wichtig war.

Bazon Brock war seinerzeit mit seinem Publikum zufrieden. Die Leute hätten angemessen reagiert, erinnert er sich. Sie hätten nicht nur gesagt, oh, diese Performer, diese Künstler, diese Action-Teacher, das ist ja ganz interessant, was die da so rummachen und rumtanzen. Die Leute hätten vielmehr ernsthaft zugestanden, dass man mit seiner Methode ein Thema vorführen könne. Selbst Habermas habe gesagt: Zuhören muss man ihnen ja. *Timo Frasch*

Generation Vilebrequin



THE ICON
FOR 50 YEARS

VILEBREQUIN

Fondé à St-Tropez en 1971*

* Founded in St-Tropez in 1971

La Supercentenaire

Jeanne Calment
*1875 - †1997

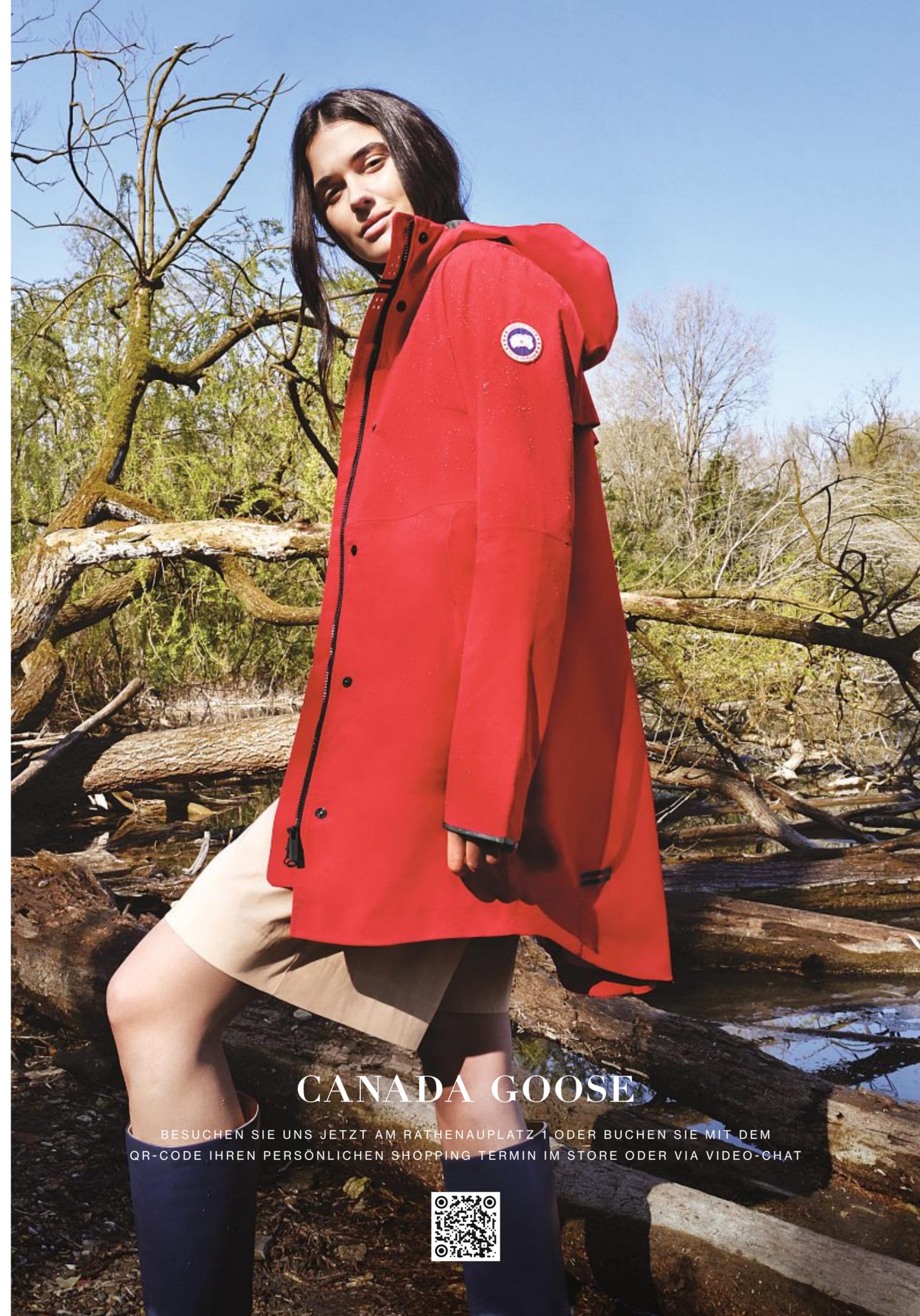
I. Jeanne Calment verbrachte ihr ganzes Leben im südfranzösischen Arles. Als junge Frau arbeitete sie in einem kleinen Laden für Malerbedarf, in dem Vincent van Gogh Stammkunde war.

II. Mit 21 Jahren heiratete sie ihren Cousin, durch dessen Vermögen sie nicht mehr arbeiten musste und sich ganz ihren Hobbys Sport und Musik widmen konnte. Ihr Mann starb 1942 an einer verdorbenen Nachspelse. Einige Jahre zuvor war bereits ihre Tochter verstorben, um deren Sohn sich Jeanne Calment fortan kümmerte. Doch auch Calments Enkel starb 1963.

III. Im Jahr 1985 verkaufte Jeanne Calment mit 90 Jahren ihre Wohnung für die Zahlung einer Leibrente von monatlich 2500 Francs an den Rechtsanwalt André-François Raffray. Nach ihrem Ableben sollte die Wohnung an ihn fallen.

IV. Jedoch überlebte Jeanne Calment nicht nur ihre gesamte Familie. Sie überlebte auch Raffray, der 1995, 30 Jahre nach der Vereinbarung, mit 77 Jahren starb. In der Folge war seine Witwe gezwungen, die Leibrente weiter zu zahlen. Jeanne Calment starb 1997. Sie wurde 122 Jahre alt und damit älter, als jemals ein Mensch geworden ist. Erst fünf Jahre vor ihrem Tod hatte sie mit dem Rauchen aufgehört. Insgesamt hatten die Raffrays da bereits den doppelten Marktpreis für ihre Wohnung bezahlt.

Von Simon Schwartz



CANADA GOOSE

BESUCHEN SIE UNS JETZT AM RÄTHENAUPLATZ 1 ODER BUCHEN SIE MIT DEM QR-CODE IHREN PERSÖNLICHEN SHOPPING TERMIN IM STORE ODER VIA VIDEO-CHAT



PRÊT-À-PARLER

Für den Wahlkampf 2036

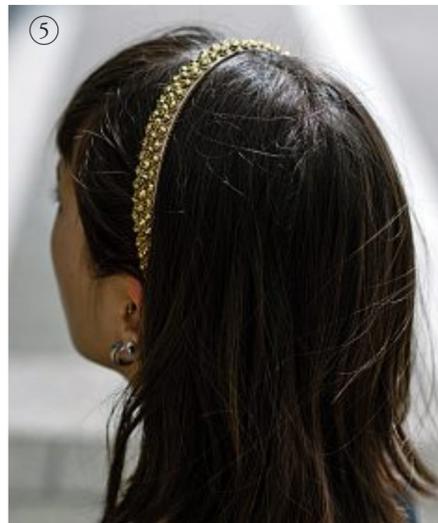
Ein Haarreif? Minnie Mouse und Alice im Wunderland prägten lange das Bild von diesem Accessoire, und wer älter als fünf Jahre war, riskierte immer, damit ziemlich dämlich auszusehen. Wie kommt es dann, dass die Haarreife unserem Model Akina so gut stehen, das wir in Offenbach fotografiert haben?

Das hat mit den Frauen zu tun, die den Haarreif bewusst tragen und in entscheidende Rollen kamen. Drei sind besonders bekannt. Zunächst einmal Kate, die Herzogin von Cambridge, die Verantwortungsvolle, die in den vergangenen Jahren so häufig mit Haarreif zu sehen war, wenn sie repräsentierte, dass selbst der etwas von diesem Ruf abbekam. Dann Carrie Symonds, die Partnerin des britischen Premierministers Boris Johnson, die spätestens seit der Affäre um die Renovierungskosten der Wohnung an der Downing Street nicht dafür bekannt ist, sonderlich brav zu sein; Kritiker werfen ihr vielmehr ein übersteigertes Machtbewusstsein vor, und selbst der Haarreif konterkariert dieses Image bislang nicht.

Und schließlich Amanda Gorman, die seit der Einführung von Joe Biden in das Amt des amerikanischen Präsidenten mit ihrem Gedicht beinahe dieselbe Art von weltweiter Bekanntheit erreicht hat. Bei ihrem Auftritt trug sie: einen gelben Mantel, so leuchtend wie die Sonne, in Kombination mit einem roten Haarreif, der optisch geradezu feierlich glühte.

Auch Amanda Gormans Ruf als neue amerikanische Hoffnungsträgerin färbt ab auf dieses Modeteil. Man könnte den Haarreif vorsorglich auf seine Tauglichkeit im Präsidentschaftswahlkampf 2036 abklopfen. Oder sich ein ähnliches Modell zulegen, nur in Weiß, von Prada (2). Oder mit Kristallsteinen, als wäre der Haarreif die kleine Schwester der Tiara, von Miu Miu (4) und Jennifer Behr, über den Onlinestore Mytheresa (5). Oder mit floralen Elementen, von Erdem, ebenfalls über Mytheresa (1). Der Haarreif von Dior (3) ist bedruckt mit dem verspielten Toile-de-Jouy-Muster. Auch das geht, auch so kann man es ernst meinen mit diesem Accessoire.

Es braucht wohl keine weiteren Beispiele von Frauen, die ihn tragen, bis aus ihm ein typisch weibliches Accessoire geworden ist, in dem Sinne, wie die Krawatte ein typisch männliches ist. Apropos: Die Krawatte fällt. Männer tragen jetzt lieber offene Hemden. Souverän geht eben auch entspannt. Und die Haarreif-Frauen zeigen: Weiblich geht auch mächtig. (jwi.) Fotos Laila Sieber



ENTWICKELT FÜR 20 JAHRE GLÄNZENDE
ERGEBNISSE. TAG FÜR TAG.¹⁾

QUALITÄT, DIE IHRER ZEIT VORAUS IST

MEHR ENTDECKEN AUF MIELE.DE

1) Während der Entwicklungsphase der Geschirrspülerserie G 7000 hat Miele Modelle & Kernkomponenten mit 5600 Spülgängen (= 280 Spülgänge p. a.) in div. Programmen getestet. Mehr: miele.de/20Jahre

SNEAK AROUND (31) KANGAROOS X 43EINHALB LUPUS

Was bisher geschah: In China gilt das Schaf als Symbol für Gerechtigkeit, Frieden und Harmonie. Aber kann das Gute auch ohne das Böse existieren? Der Legende nach existiert ein böses Schaf, das nur alle zwölf Jahre in Erscheinung tritt. In der europäischen Überlieferung wird es „ovis daemonicus“ genannt, das böse Schaf mit dem schwarzen Kopf. Allerdings gibt es keinen Beweis, dass es jemals lebend gesehen wurde. Was diese Erzählung mit Schuhen zu tun hat? Ziemlich viel.

Inspiziert vom Fuldaer Rhönschaf, das sich durch seinen schwarzen Kopf hervorhebt, der bis hinter die Ohren unbewollt ist, hat der örtliche Sneakerhändler 43einhalb zusammen mit Kangaroos 2015 einen Sneaker „Made in Germany“ entwickelt. Sie erzählten die Geschichte des dämonischen Schafs und eines Jägers, der zur Beute wurde. Der Ovis entstand, ein Kangaroos-Sneaker, der durch seine schwarz-weiße Farbgebung sowohl das Gute als auch das Böse repräsentieren sollte. Die Geschichte endete aber mit einem Cliffhanger.

Sechs Jahre später geht es endlich in die nächste Runde. Mit dem Lupus wird die Geschichte des Jägers fortgeführt, wieder mit Hilfe eines aufwendig gedrehten Videos: Als Beute zurückgelassen, durchlebt er eine inner-animalische Transformation. Verzerrte Töne werden lauter, unklare Linien setzen sich zu einer klaren Vision zusammen – der Jäger ist zurück und mächtiger als je zuvor.

„Irgendwie haben ja das Schaf und der Wolf schon immer zusammengehört, aus überlieferten Geschichten und Sagen seit dem Mittelalter“, sagt Mischa Krewer, der Inhaber von 43einhalb. „Nach der Saga um unser dämonisches Schaf Ovis kam uns die Idee der Verwandlung unseres Protagonisten zum Wolf Lupus. Zwar wird die Verwandlung zum Werwolf in unserem Video nicht dargestellt, aber der Dämon überträgt sich auf ihn in Wolfsform.“ Diese Auferstehung feiern Kangaroos und der Sneaker-Store mit dem Runaway Lupus.



Er ist auf 800 einzeln nummerierte Paare limitiert, die alle in der Schuhfabrik Hummel & Hummel in Münchweiler bei Pirmasens hergestellt wurden. Pünktlich zum Internationalen Tag des Wolfes am 30. April erschien der Sneaker bei Einzelhändlern. Auf dem Obermaterial aus Nubukleder, das mit einem schwarzen Streifen am Mittelfuß durchschnitten ist, nehmen helle, mittlere und dunkelgraue Farbtöne ihren Platz ein. Die Grau- und Blautöne sollen den Charakter des Lupus darstellen.

Für das Kragenfutter wird weiches Alcantara-Material verwendet, die Einlegesohlen sind mit einem charakteristischen „Lupus“-Druck versehen, und weiße EVA-Schaumzwischensohlen runden den Look mit eisgrauen Laufsohlen ab. Mein Lieblingsdetail ist ein Wolfskopf an der Ferse des Schuhs.

43einhalb startet mit dem Lupus übrigens in sein zehntes Jubiläumjahr. Kapitel zwei der Sage gefällt mir mindestens genauso gut wie Kapitel eins. Ob es noch eine Fortsetzung gibt? Krewer lässt es offen: „Wer weiß! Sechs Jahre in die Zukunft gedacht, gibt es vielleicht die Fortsetzung der Ovis-Saga.“ *Aylin Güler*

Alles gut? Oder alles anspruchslos?

Ich weiß ehrlich gesagt gar nicht, wann es anfing, dass auf einmal alles gut war.

Man konnte banale Fragen aus der Situation heraus stellen oder hintergründige Fragen, die früher einmal ein langes Gespräch nach sich zogen. Die Antwort war seit ein paar Jahren immer dieselbe.

„//„Soll ich beim Tragen helfen?“

„Alles gut!“

„Brauchst du vielleicht noch etwas Salz?“

„Alles gut!“

„Sorry, dass ich wieder zu spät bin.“

„Alles gut.“

„Ich hoffe, der Text war okay?“

„Alles gut.“

„Wie war es bei deinen Eltern?“

„Alles gut.“ //

In den USA ist es nicht anders. Da sagt man auch ständig „All good“ oder „Everything's okay“, was in etwa so beliebig ist wie ein Wandtattoo neben der Kaffeemaschine.

Auf Instagram laufen 50.000 Fotos unter dem Hashtag #allesgut. Es wird offensichtlich, dass a) Tiere, b) Natur und c) Alkohol und Essen sehr zum Wohlbefinden des Einzelnen beitragen können.

Der Sprachwissenschaftler Roland Kaelbrant führte „Alles gut“ in einem Text für die F.A.Z. schon vor fünf Jahren neben anderen umgangssprachlichen Floskeln wie „Was geht?“ als Teil einer neuen Alltagssprachlichen Ökonomie im Deutschen auf, als „Minidialog in jeder Lebenslage“. Komplexitätsreduktion ist das neue Ding. Muss lange her sein, dass Deutsch eine verschachtelte und verkomplizierte Sprache war.

Woher kommt nun der inflationäre Gebrauch einer Aussage, die einen Zufriedenheitszustand abbildet, den ich selbst nur erreiche, wenn ich keine Termine und leicht

sein sitzen habe? Sind wirklich alle so ausgeglichen und motiviert, wie sie tun? Liegt es an den steigenden Verkaufszahlen von CBD-Öl? Oder ist diese höfliche Geste einfach nur: altruistisch? Wenn man kurz vor dem Leistenbruch eine anpackende Hand verwehrt. Oder sich schämt, die Gastgeberin wegen ihres faden Risottos zu brüskieren.

„Alles gut“ ist weder Ja noch Nein. „Alles gut“ ist Kommunikation in Moll. Es liegt ja schon am Klang dieser Antwort. „Alles gut“ hat keine Höhen und Tiefen. „Alles gut“ ist dehnbar, geradezu gemächlich.

Passt diese Floskel überhaupt noch in unsere krisenbeutelte Zeit? Spätestens die Pandemie hat doch die Missstände gezeigt: Mütter sind (noch) müder. Medizinisches Personal und Pflegekräfte sind (noch) stärker überlastet. Einsame sind (noch) einsamer. Es ist nicht alles gut. Vielleicht ist man aber auch einfach zu ermattet, um viel Aufhebens darum zu machen. Vielleicht dominieren gerade andere Sorgen, existentiellere als Risotto.

Vielleicht ist das aber auch typisch Deutsch: Disziplin, Durchhaltevermögen, Demut – und dass man sich keine Schwäche eingestehen will. Almans sind gut im Aushalten. „Wir schaffen das!“

Wäre „alles gut“ keine Floskel, sondern eine Sportart, wäre es wahrscheinlich Yin-Yoga. Es zwickt. In der Position zu verharren ist zum Zerreißen anstrengend. Aber man hält es halt irgendwie aus – wie in der Großen Koalition.

Warum nicht ehrlich sein? Auch mal jammern dürfen. Sich Zeit nehmen, fürs Antworten und fürs Zuhören. Sagen, wenn nicht „alles gut“ ist. Auf politische und soziale Missstände hinweisen. Offen zu sagen, wenn das bestellte Essen nicht den Erwartungen entspricht. Ein fieses Banana Bread für 4,20 Euro reklamieren. Um Hilfe bitten. Fehler eingestehen. Sich mal beschweren, um am Ende leichter aus der Situation herauszukommen.

Es wird schließlich irgendwann ungläubig, wenn immer „alles gut“ ist. Wenn die Phrase zur Anti-Phrase wird wie ein aufblasbarer Flamingo in einem Meer voller Mikroplastik. Also bitte mehr Tiefgang, mehr Wahrhaftigkeit! Raus aus dem Passiv-Perfekten. Floskeln helfen nicht, auch wenn sie gut gemeint sind. Dann wird am Ende wirklich alles gut. *Julia Stelzner*

PRÊT-À-PARLER

Mit Make-up den Schönheitsbegriff erweitern

Byredo ist ein Luxuslabel für ungewöhnliche Düfte, die sich der klassischen Zuschreibung von männlich oder weiblich entziehen. Sein Gründer, der studierte Künstler Ben Gorham, sieht sich eher als Übersetzer denn als Parfümeur: Er übersetzt Erinnerungen und Gefühle in Produkte und Erlebnisse.

Als Übersetzer möchte sich Gorham nicht auf die Sprache der Düfte festlegen. Zum Haus Byredo gehören deshalb auch Lederwaren und Accessoires und jetzt auch eine Make-up-Linie.

Den Schönheitsbegriff überdenkt Gorham damit grundsätzlich. Gehört Lidschatten zum Beispiel nur auf das Augenlid oder nicht vielleicht auch als bunter Kringel auf die Stirn? Und müssen Lippen wirklich immer in Nuancen von Rot und Pink erstrahlen? Gorham interessiert sich nicht für den rationalen, auch: geschlechtsbinären Umgang mit Beautyprodukten. Ihm geht es darum, dem intuitiven, individuellen Schönheitsempfinden jeder Person ein Gesicht zu geben.

Gorham teilt in diesem Punkt das Farb-, Schönheits- und Identitätsverständnis von Isamaya Ffrench. Mit ihr hat er diese Linie entwickelt. Die britische Visagistin denkt, so wie Gorham, außerhalb

herkömmlicher Kategorien. Wenn sie sich an die Arbeit macht, kann ein Model mitunter aussehen wie ein Alien, der in den Farbtöpfen gefallen ist, und das muss nichts Schlechtes bedeuten. Bevor Isamaya Ffrench in der Beauty-Welt startete, finanzierte sie ihr 3D- und Industriedesign-Studium damit, Kinder auf Geburtstagen zu schminken. Vielleicht kommt die Leidenschaft für Farben daher. Die Zusammenarbeit mit Gorham beschreibt sie als „Kuratieren von Tönen“. Sie sagt: „Wir haben zuerst eine Farbpalette zusammengestellt und uns dann überlegt, wofür man diese verwenden könnte.“

Im Zentrum dieser Make-up-Linie stehen konsequenterweise die sogenannten Colour Sticks, cremige Stifte in Nuancen von Blau, Grün, Gold, Lila und Pink, die man auf Lippen, Augen, Wangen oder eben gleich auf dem ganzen Gesicht auftragen kann. Aber keine Angst: Normale Lippenstifte in gängigen Farben gibt es trotzdem.

Ben Gorham hat die Produkte übrigens wieder einmal so entworfen, dass sie nicht nur im Badezimmer etwas hermachen, sondern dass man sie sich genauso gut als hübsche Objekte ins Regal oder auf die Kommode stellen kann – möglicherweise direkt neben die Duftflakons, die dort bei einigen schon ihren festen Platz haben. *Celina Plag*



Andere Töne: Make-up von Byredo bietet Alternativen zum typischen Rot.

FOTOS: AYLIN GÜLER, HERBSTELLER



MR MARVIS

AMSTERDAM

ENTDECKE DIE PERFEKTEN SHORTS

Mit den Originals hat MR MARVIS eine Ikone geschaffen - Shorts mit ultimativer Passform und durchdachten Details. Die Originals werden in Portugal aus hochwertigem

Oeko-Tex-zertifiziertem Baumwoll-Stretchgewebe handgefertigt. Unsere perfekten Shorts gibt es jetzt in über 40 Farben. Für welche werden Sie sich entscheiden?



BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS SHORTS AUF MRMARVIS.DE



Andreas Steiner aus Kastelruth in Südtirol, der 2018 die Marke Rier gegründet hat, ist einer der spannendsten jungen Designer in Paris. Der Modemacher (unten), der bei Miuccia Prada gelernt hat, ist ein Meister der einfachen Linien, klaren Schnitte und nachhaltigen Stoffe. Trachten machen diese Marke zukunfts-fest. Wir trafen den Italiener, der im Frühjahr bis ins Finale des LVMH-Preises vordrang, in seinem Studio im Marais.

„Heimat gibt mir Halt“

Andreas Steiner, was haben Sie in der Mode gelernt?
Der Austausch im Studium zwischen Mailand und London war prägend. Die Herangehensweise an Kreativität im Verhältnis zum Produkt und dem Resultat war sehr unterschiedlich. Als ich begann, beide Seiten zusammenzuführen, also Schneiderkunst und kreative Freiheit, hatte ich meine Formel gefunden. Eine prägende Erfahrung war sicherlich die Arbeit bei Miuccia Prada für insgesamt sieben Jahre in der Männermode. Da habe ich viel gelernt über den organisatorischen Ablauf im Designstudio und über Stoffe.

Was zeichnet den Beruf aus?

Es ist ein ständiger Austausch zwischen Funktionalität, Kreativität, Kommunikation, Marketing, Produktion, Presse, Materialeinkauf, Logistik, Events, also ein sehr abwechslungsreicher Beruf und deshalb auch so spannend – es geht immer weiter.

Warum haben Sie Rier gegründet?

Wegen meiner Leidenschaft für das Handwerk, die natürlichen Materialien, die Reinterpretation alten Wissens, das Savoir-faire. Sowie dafür, den Status quo von Mode, Gesellschaft und Bekleidung dauernd zu hinterfragen. Rier ist 2017 während einer Reise entstanden, als ich in Österreich, Südtirol und Norditalien in den Alpen unterwegs war und viele Handwerker, kleine Familienbetriebe und Stoffproduzenten kennenlernte. Es war mir schnell klar, dass ich daraus was machen möchte, indem ich das Know-how beibehalte, aber die Ästhetik weiterentwickle und in einen zeitgenössischen Kontext setze.

Wie wichtig ist Ihnen Heimat?

Heimat ist für mich ein schönes Gefühl, das mir Halt gibt. Dass ich dazu auch Südtirol zählen kann, ist natürlich ein Glücksfall.

Wohin bewegt sich die Mode?

Lokale Produktionen, gewissenhafte Bekleidung, gute Qualität sowie natürliche Materialien werden immer wichtiger werden. Vieles, was in den letzten Jahrzehnten verloren gegangen ist in Europa, wird wieder zurückkommen in einer neuen Ästhetik.

Was ist Authentizität für Sie?

Authentizität ist für mich an Fakten geheftet, an Gesten oder an das Unbewusste.

Was tragen Sie selbst am liebsten?

Ich trage nun immer Rier, da ich somit auch gleich die Qualität und Praktikabilität teste. Mein Lieblingsoutfit im Moment sind die neuen Fleecejacken und Pullover in 100 Prozent Wolle und zehn verschiedenen Farben, hergestellt in Österreich.

Die Fragen stellte Markus Ebner.



FOTOS: MARKUS PRITZI

Der Moment, in dem man keine Lust hat zurückzuschreiben

Als ich 18 Jahre alt war, verstand ich meine beste Freundin in einer Sache überhaupt nicht. Wir hatten inzwischen alle ein Smartphone, aber sie war trotzdem nicht zu erreichen. Selbst auf simple WhatsApp-Nachrichten wie „Was geht so?“ antwortete sie tagelang nicht. Trafen wir uns dann mal richtig, sagte sie: „Oh, an dem Tag habe ich nicht mehr auf mein Handy geguckt.“ Ich war baff. Ich habe es immer als höflich empfunden, direkt zu antworten. Wieso waren ihr diese Push-Nachrichten völlig egal? Wie konnte sie diese rote Eins ignorieren, die über dem WhatsApp-Symbol prangte?

Ich weiß es bis heute nicht; sie ist immer noch so. Inzwischen bewundere ich sie dafür.

Spätestens seit sich mein Alltag dank Pandemie fast nur noch vor dem Bildschirm abspielt, finde ich es wahnsinnig anstrengend, neben den beruflichen auch noch auf jede private Nachricht zu antworten. Natürlich freue ich mich, wenn sich eine Freundin bei mir erkundigt, wie es mir denn geht, was der Job so macht und wie der Umzug gelaufen ist. Aber an sehr vielen Tagen in diesem endlosen Lockdown konnte ich diese Fragen so spontan überhaupt nicht beantworten. Wenn ich müsste, würde ich in diesen Momenten – meist abends – zurückschreiben: Ich weiß nicht, wie es mir geht, ich muss erst mal den Tag sacken lassen. Im Job passiert viel. Und zum Umzug gibt es zwar ein paar Anekdoten, ja, das Sofa hat am Ende doch durchs Treppenhaus gepasst, und ich würde dir das wirklich alles gerne schreiben – nur nicht jetzt um 22 Uhr, wenn die Wäsche endlich aufgehängt ist und ich zum ersten Mal kurz auf dem Sofa sitze.

Richtig erschöpfend sind in so einem Moment mehrminütige Sprachnachrichten, bei denen ich mir theoretisch Notizen machen müsste, um auf alles einzugehen. Diese Mitteilungen, so formlos und lieb sie sind, fühlen sich an wie unangenehme Mails, die ich abarbeiten muss. Auch wenn sie von einem Kumpel stammen, von dem ich ewig nichts mehr gehört habe und dem ich sowieso die ganze Zeit mal schreiben wollte. Abends auf meinem Sofa will ich einfach mal auf nichts reagieren.

Zu Beginn habe ich deswegen häufig erst nicht geantwortet und dann vergessen zu antworten. Schnell waren zwei, drei Wochen vorbei, und als es mir wieder einfiel, schrieb ich beschämt: „Sorry für die späte Antwort :-(“ Hastig tippte ich einen kleinen Roman runter (damit mein Gegenüber keine Sprachnachricht anhören muss) und fühlte mich schlecht. Oder ich habe mir gedanklich die Notiz „L. endlich antworten!“ gemacht, das Vorhaben weitere Wochen mit mir herumgetragen, den Chat immer wieder auf „ungelesen“ gesetzt und mich in dieser ganzen Zeit noch schlechter gefühlt.

Inzwischen habe ich deswegen kein schlechtes Gewissen mehr. In der Pandemie habe ich gemerkt, wie lange ich selbst auf Antworten meiner gut gemeinten Nachrichten warte. Wer viel um die Ohren hat, reagiert nicht auf allgemeine Wie-geht's-dir-Fragen. Ich möchte ja gerade mit guten Freunden ehrlich sein und nicht nur schnell „Alles klar und bei dir?“ schreiben. Umgekehrt würde ich auch lieber länger auf eine ausführliche Antwort warten.

Ich glaube, das ganze Drumherum lohnt sich nicht: weder, ein schlechtes Gewissen zu haben, weil ich selbst nicht antworte, noch, enttäuscht zu sein, weil sich jemand nicht schnell meldet. Ich verstehe, dass jemand gerade keinen freien Kopf hat, um zu antworten. Weil er in der Pandemie seine Arbeit verloren hat, weil er frustriert ist vom Homeoffice oder der Weltlage, weil er gerade frisch verliebt ist, einen neuen Job anfängt oder ein Sofa durchs Treppenhaus bugsieren muss.

Es heißt immer, gute Freunde seien da, wenn man sie braucht. Genauso wichtig ist, es zu respektieren, wenn sie manchmal nicht da sein können. Mit meiner besten Freundin halte ich es auch heute noch so. Ignorieren muss man die WhatsApp-Nachrichten dafür nicht. Ich habe mir angewöhnt, direkt zu schreiben: „Melde mich später“. Mit einem Herz-Emoji, weil ich mich freue, aber gerade wirklich nicht antworten kann. Oder will. *Kim Maurus*

Die Kolumne „Der Moment“ erscheint im wöchentlichen Wechsel mit der Beziehungskolumne „Ich. Du. Er. Sie. Es.“, mit „Der Kaffee meines Lebens“ und „Fünf Dinge“, immer mittwochs auf faz.net/stil.

FOTOS: JÖRG LEHMANN, HERSTELLER



Vorsprung durch Gemüse: Hans Sarpei zeigt dem Fußball-Nachwuchs die Früchte guter Ernährung.

Siege gehen durch den Magen

Milchreisflocken-Porridge mit Birnenkompott, One-Pot-Spinat-Quinoa mit Ei, Hirse-Mandarinen-Trinkmüsli oder Reisbällchen mit Gurke: Wer vor 20 Jahren versucht hätte, solche Gerichte dem Fußball-Nachwuchs schmackhaft zu machen, wäre wohl auf erhebliche Vorbehalte gestoßen – vorsichtig gesagt. Heute ist das Thema Ernährung ein wichtiger Faktor für den sportlichen Erfolg. Auch in der Fußballbranche.

Stefan Pappert hat das am eigenen Leib erlebt. Er hat bei der Fußball-Europameisterschaft 2008 und bei der WM 2010 in Südafrika gekocht, inzwischen ist er unter anderem Chefkoch beim englischen Spitzenklub FC Arsenal. „Das Thema Ernährung hat sich mit den Jahren fast so stark gewandelt wie der Fußball selbst. Früher war es so, dass die Spieler vor dem Spiel ein Schnitzel und eine Portion Spätzle aßen. Heute sind die physischen Anforderungen so viel höher, dass sie sich zwangsläufig mit dem Thema Essen beschäftigen und aufgeklärter sind.“ So beschreibt Pappert die Entwicklung im Buch „Hans Sarpeis Fußballküche“, mit dem der ehemalige Fußballprofi Sarpei die Bedeutung der Ernährung jungen Fußballspielern nahebringen möchte.

Sarpei war unter anderem für den VfL Wolfsburg und den FC Schalke 04 aktiv, er gewann mit Schalke 2011 den DFB-Pokal, nahm 2010 mit Ghana an der Weltmeisterschaft teil und erwarb 2015 die A-Lizenz als Fußballtrainer. Wenn er heute noch mal 20 Jahre alt wäre, würde er anders auf Ernährung achten, schreibt er. „Damals war es nicht so, da hat kein Mensch darüber gesprochen.“ Diese Leerstelle will er für den Nachwuchs von heute füllen. Dafür hat er prominente und fachkundige Unterstützung gewonnen, wie die einstigen Nationalspieler Per Mertesacker und Arne Friedrich sowie die Ernährungswissenschaftlerin Claudia Osterkamp-Baerens.

Sarpei geht es konsequent um junge Leser: Er erklärt Grundlagen, beschränkt sich auf die wichtigsten Punkte, formuliert eingängig, präsentiert anschaulich. Zuallererst begründet er, warum die Beschäftigung mit Ernährung überhaupt lohnend sein kann für Fußballspieler: weil Essen und Trinken die körperliche Leistungsfähigkeit beeinflussen, weil sie den entscheidenden Vorsprung verschaffen können gegenüber Konkurrenten, und weil es jeder Spieler selbst in der Hand hat, diesen Vorsprung zu nutzen – unabhängig von Trainern, Lehrern, Eltern.

Es folgen Essens-Tipps für Frühstück, Mittag- und Abendessen, für die Stunden vor dem Training, für den Spieltag und die Zeit der Regeneration. Die Rezepte überfordern nicht durch raffinierte Feinheiten, sie sind schnell und für jeden nachzukochen. Und die Speisekarte beschränkt sich nicht auf Porridge, Hirse und Quinoa – sie bietet auch Lahmacun, Steak-Burger, Rührei-Wrap oder Bananenbrot. Ergänzend wird erklärt, warum es wichtig ist, genug zu trinken beim Sport, wieso der Einsatz von Nahrungsergänzungsmitteln gefährlich sein kann und wie zwiespältig die Rolle des Zuckers auch für Sportler ist.

Wie die extrovertierte Persönlichkeit des einstigen „Let's-Dance“-Siegers Sarpei das nahelegt, ist das Buch kein schlecht gelaunter Verbotskatalog, der mit düsteren Schreckensszenarien droht, sollten nicht täglich Haferflocken und Sojamilch eingenommen werden. „Hans Sarpeis Fußballküche“ ist ein jugendlichen Sportlerbedürfnissen und ihren Möglichkeiten und Vorlieben orientierter Ratgeber, der Appetit darauf macht, die Vorteile gesunder Ernährung zu nutzen, um das eigene Leistungsvermögen zu steigern – ohne sich bei der Essensauswahl kasteien zu müssen. Schließlich geht es vor allem darum herauszufinden, was für einen selbst am besten funktioniert. Und sich damit wohlfühlen. *(nle.)*

Eine Tasche wächst über sich hinaus



Schon viele Künstler haben die Lady Dior bearbeitet. Aber kaum jemand hat die Tasche in eine so abgedrehte und aufgedrehte Skulptur verwandelt wie Tomislav Topić. Der Berliner Künstler lässt aus der Dior-Tasche 372 lackierte Edelstahlstäbe wachsen. Die 31 Reihen mit jeweils zwölf Stäben sind abgestuft in Länge und Farbe, so dass man schon wegen des Moiré-Effekts viel zu sehen und zu rätseln hat. Diese Lady Dior eignet sich kaum, sie zum Lunchen auszuführen. Dafür kann man sie nun in einer Berliner Galerie bestaunen, mit vielen anderen Kunstwerken, die aus der Tasche lugen. (F.A.Z.)

„Lady Dior as seen by“. Michael Fuchs Galerie, Berlin, Auguststraße 11, 12. bis 27. Juni.

PRÊT-À-PARLER

„Mehrsprachigkeit ist eine große Bereicherung“

Frau Grjasnowa, Sie sprechen Russisch mit Ihren Kindern, Ihr Mann Arabisch. Miteinander sprechen Sie Englisch. Sie haben also keine gemeinsame Familiensprache. Empfinden Sie das als Verlust oder als Bereicherung?

Weder noch. Wir haben uns gut darauf eingestellt, aber es war keine bewusste Entscheidung, sondern hat sich aus unseren Lebensläufen ergeben: Ich bin 1996 aus Aserbaidschan nach Deutschland gekommen, mein Mann 2013 aus Syrien. Und uns war es wichtig, dass unsere Kinder beide Sprachen sprechen. Je komplizierter es wird, umso eher antworten die Kinder uns aber auf Deutsch. Es ist nichts Ungewöhnliches, dass Familiensprachen sich ändern, bei mir in der Familie etwa von Jiddisch zu Russisch zu Deutsch. Das ist gar nicht so selten, wie wir vielleicht denken.

Früher sprachen Forscher von „doppelter Halbsprachigkeit“, wenn die Rede von mehrsprachig aufwachsenden Kindern war. Diese Kinder würden keine Sprache wirklich beherrschen, so die Sorge.

Ja, aber das ist ein veraltetes Konzept. Es gibt mittlerweile zahlreiche Untersuchungen, die das widerlegen. Natürlich können Kinder, die zum Beispiel in Deutschland mit zwei Sprachen groß werden, nicht immer die andere Herkunftssprache, die nicht im jeweiligen Land gesprochen wird, so perfekt wie monolingual aufwachsende Kinder. Aber man muss deshalb noch lange keine Halbsprachigkeit befürchten.

Es ist ein Gewinn, noch eine weitere Sprache zu sprechen, selbst wenn man sie vielleicht nicht perfekt beherrscht, und man muss auch nicht befürchten, dass das Erlernen weiterer Sprachen auf Kosten der Deutschkenntnisse geschieht.

Ist die Sorge, dass mehrere Sprachen Kinder überfordern, wirklich ganz unberechtigt?

Mehrsprachigkeit schadet nicht, sondern ist gut fürs Gehirn, kann womöglich sogar Alzheimer vorbeugen. Sicher ist das Russisch eines in Russland aufwachsenden Kindes besser als das meiner Kinder. Aber ihr Deutsch ist genauso gut wie das der anderen. Hier wird außerdem mit zweierlei Maß gemessen. Denn bilinguale Kinder sprechen beide Sprachen ja immer noch viel besser als zum Beispiel die Fremdsprache, die sie in der Schule lernen.

Und das bezeichnet man nicht als „Halbsprachigkeit“.

Ja, genau. Und auch bei Kindern, die monolingual deutschsprachig aufwachsen, gibt es wahnsinnige Unterschiede in der jeweiligen Sprachbeherrschung und das nicht nur in der Kindheit. Mehrsprachigkeit ist nicht problematisch, sondern eine große Bereicherung.

In Ihrem Buch schreiben Sie, dass Mehrsprachigkeit außerdem für die meisten Menschen die Regel ist.

Ja, schließlich gibt es weltweit keine 200 Staaten, aber 7000 Sprachen. Das heißt, der größte Teil der Welt ist mehrsprachig, und die meisten Menschen leben mit mehreren Sprachen. Einsprachigkeit hat sich historisch relativ spät entwickelt, sie erleichtert die Staatsbildung, aber geht heute auf Kosten der Vielfalt. Jetzt wird die Welt wieder globaler und diverser. Viele Kinder in Deutschland wachsen bilingual auf, manche sogar mit drei oder vier Sprachen.



Olga Grjasnowa, in Baku geboren, ist eine deutsche Autorin.

Für diese neue Realität scheinen teils noch die Begriffe zu fehlen. Ihre Tochter wurde in der Kita als Kind „nicht-deutscher Herkunftssprache“ etikettiert. Hat Sie das verwundert?

Ja. Der größte Teil ihres Alltags findet schließlich auf Deutsch statt. Ihre Herkunftssprache ist weder Russisch noch Arabisch, sondern ganz klar Deutsch. Trotzdem wurde sie, als der Sprachstand aller Vierjährigen erfasst wurde, in diese Kategorie gesteckt. Auch ich gelte unter diesem Blickwinkel als russische Muttersprachlerin. Dabei bin ich eine deutschsprachige Schriftstellerin, unterrichtet an der Universität literarisches Schreiben – auf Deutsch – und habe die letzten 20 Jahre der Sprachentwicklung in Russland verpasst. Mein Russisch ist nicht mehr das einer Muttersprachlerin. Der Begriff der Muttersprache ist mir aber ohnehin zu statisch.

Gibt es einen besseren?

Bei den Dolmetscherwissenschaften gibt es die Unterscheidung in A-, B- und C-Sprachen. Die A-Sprache ist die Sprache, die jemand am besten beherrscht und in die man hinein dolmetschen kann. Es kann mehrere A-Sprachen oder nur eine geben. Die B-Sprache beherrscht Dolmetscher fast genauso gut, aber aus dieser wird gedolmetscht. Die C-Sprache ist dann wieder eine, die noch schlechter beherrscht wird. Das finde ich ein gutes Konzept. Deutsch ist bei mir A-Sprache, Russisch und Englisch sind B-, wenn nicht sogar C-Sprachen.

Auf Twitter listete neulich jemand Dinge auf, die bei Reichen als cool und bei Armen als „assi“ gelten. Neben „viele Kinder haben“ und „Alkohol trinken“ hieß es da auch: „mehr als eine Sprache sprechen“.

Mehrsprachigkeit hat viel mit sozialen Faktoren zu tun. Manche Sprachen haben ein hohes soziales Prestige, andere ein niedriges. Es gibt in Berlin Schulen, die Mehrsprachigkeit in Englisch, Spanisch oder Französisch fördern. Das sind oft Privatschulen, die viel Geld kosten: Mehrsprachigkeit als Distinktionsmerkmal. Öffentliche Schulen mit Mehrsprachigkeit in Arabisch oder Türkisch aber werden als Brennpunktschulen gebrandmarkt – auch wegen des niedrigen Einkommens der Eltern.

Vor einigen Jahren forderte die CSU in einem Leitartikel: „Wer dauerhaft hier leben will, soll dazu angehalten werden, im öffentlichen Raum und in der Familie Deutsch zu sprechen.“ Hat Sie das geärgert?

Ja, denn diese Debatte zielt nur auf bestimmte Gruppen ab. Wer zu Hause Englisch oder Französisch spricht, gegen den richtet sich das ja nicht. Da wird ein bestimmtes Ressentiment wiedergegeben, dass sich manche nicht integrieren, assimilieren wollen. Abgesehen davon: Welches Deutsch meinen die? Das von Goethe oder das von Dieter Bohlen? Welchen Dialekt? Das soll die Idee einer Volksgemeinschaft suggerieren, die es so nicht gibt. Das ist aber kein ausschließlich deutsches Problem: In der Sowjetunion hatte zum Beispiel das Aserbaidschanische ein sehr schlechtes Standing, in Großbritannien lange Zeit das Walisische.

Die Fragen stellte Leonie Feuerbach.

Von Olga Grjasnowa ist im Duden-Verlag „Die Macht der Mehrsprachigkeit: Über Herkunft und Vielfalt“ erschienen.



Schlichte Ästhetik, günstiger Preis: Michael Thonet's Kaffeehaus-Stuhl Nr. 14 setzte sich schon im 19. Jahrhundert fest. Heute ist er ein Klassiker.

Vom einfachen Tischler zum Pionier der Möbelproduktion

Kein anderes Möbelstück ist auf so vielen zeithistorischen Bildern und mit so vielen berühmten Persönlichkeiten zu sehen wie der Wiener Kaffeehaus-Stuhl von Michael Thonet: Die Musiker des Orchesters von Johann Strauß saßen genauso auf den Stühlen wie die Delegationen, die 1918 im Eisenbahnwaggon den Waffenstillstand zwischen Deutschland und der sogenannten Entente im Wald von Compiègne unterzeichneten. Leo Tolstoi hatte ihn in seinem Esszimmer stehen, Charlie Chaplin nutzte ihn in seinen Filmen, und Henri Toulouse-Lautrec malte ihn 1892 in seinem Gemälde „Im Moulin Rouge“.

Der Bugholz-Stuhl schrieb Industriegeschichte. Er war das erste in Serie gefertigte Möbelstück und auch aus heutiger Sicht ein Geniestreich: Denn er war so konstruiert, dass in einer Transportkiste mit einem Kubikmeter Rauminhalt genau 36 zerlegte Stühle – mit Schrauben – verpackt in die ganze Welt verschickt werden konnten.

Der Mann hinter dem Erfolgsprodukt war ein einfacher Tischler aus Boppard am Rhein. Dort war Michael Thonet am 2. Juli 1796 geboren worden – vor 225 Jahren. 1819 gründete er eine Schreinerei. Statt üppig schwere Möbel zu machen, experimentierte er mit zierlichen Stühlen aus gebogenem Holz. Auf einer Ausstellung in Koblenz 1841 wurde der österreichische Staatskanzler Fürst Clemens von Metternich auf ihn aufmerksam. Er überzeugte Thonet, nach Wien zu kommen, wo er 1849 mit seinen Söhnen Franz, Michael, August und Josef, später trat noch Jacob Thonet in die Firma ein, das bis heute in sechster Generation existierende Familienunternehmen gründete. Von seinen 13 Kindern, sieben Söhnen und sechs Töchtern, überlebten nur fünf das Kleinkindalter.

Einen ersten Kaffeehaus-Stuhl, Nr. 4, entwarf Thonet 1850 für das Kaffeehaus von Anna Daum. 1859 folgte der Stuhl Nr. 14, der industriell hergestellt werden konnte dank einer neuartigen Technologie: indem man massives Buchenholz bog. Das Revolutionäre an dem Stuhl, der heute die Nr. 214 trägt: Er war vollständig in seine wenigen Einzelbestandteile zerlegbar und konnte in arbeitsteiligen Prozessen produziert werden.

Der vierbeinige Stuhl mit einer Sitzfläche aus Geflecht und einer Rückenlehne, die schlicht von zwei gebogenen Holzstäben gebildet wird, wurde zum Verkaufsschlager. Nach und nach vergrößerten die Gebrüder Thonet ihr Möbelprogramm. Und sie erweiterten ihr Unternehmen: 1889 besaßen sie ein Netzwerk aus sieben Fabriken, darunter auch in Frankenberg, wo heute der Sitz des Familienunternehmens ist, und Handelshäuser in aller Welt. Michael Thonet, Pionier der Möbelproduktion und des Möbeldesigns, erlebte nur noch die Anfänge davon mit. Er starb 1871 im Alter von 74 Jahren in Wien. (pps.)

FOTOS: VALERIA MITTELMASS, HERSTELLER

Die meisten Autos verlieren mit der Zeit an Wert.



Alle anderen findest du auf **CooleKarren.com**



CooleKarren

PRÊT-À-PARLER

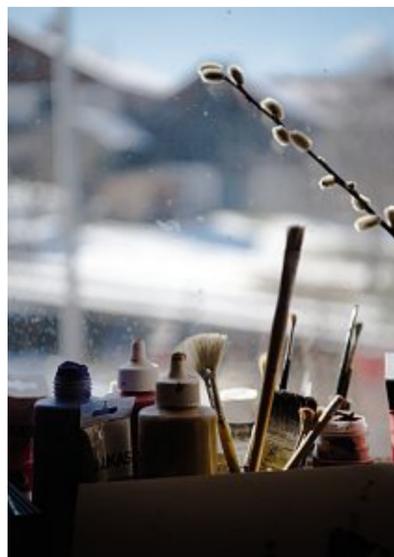


Sein BILD der BERGE

Von *Andreas Lesti*
Fotos *Finn Winkler*



Josef Stich malt und malt. In seinem Atelier sind über die Jahrzehnte mehr als 3000 Kunstwerke entstanden, kleine Bleistiftskizzen, Ölgemälde und großformatige Acrylbilder.



Ein Alpen-Maler und sein Werk: Der ehemalige Bergführer Josef Stich aus Vils in Tirol malt seit 50 Jahren Bergbilder. Nur für sich, einfach so.

Der angeheiratete Onkel meiner Frau ist Tiroler, und seine eigentümliche Geschichte erzählt sich in etwa so: Es war einmal ein Maler und Alpinist, der 50 Jahre lang Bilder von den Bergen malte, die er bestiegen hat. Er malte Aggenstein und Matterhorn, Großglockner und Cevedale, Grandes Jorasses und Monte Rosa, Gimpel und Ortler, Drei Zinnen und Säuling. Unfassbare 3000 Bilder sind entstanden, von Bleistift-Skizzen in Din-A5-Größe bis zur sieben mal vier Meter großen Panorama-Ansicht der Sesvenna-Gruppe. Dutzende von Bergen hat er aus verschiedenen Blickwinkeln und in vielen Stimmungen verewigt, ein Kapitel gemalte Alpingeschichte.

Die Bilder unseres Onkels aus Tirol bewegen sich im breiten Spektrum zwischen William Turner, Paul Cézanne, E.T. Compton, Bob Ross und Franz Marc – zwischen Romantik, Realismus, Kitsch und Expressionismus. Doch während Turner heute in der Tate in London und Cézanne im Metropolitan Museum in New York aus-

gestellt werden, nach Compton eine Berghütte, nach Franz eine ganze Bewegung benannt wurde und Ross bis heute als Fernsehmaler nachwirkt, hat sich Josef Stich, mittlerweile 86 Jahre alt, mit seinen Bildern nie an die Öffentlichkeit gewandt. Auf Familienfeiern habe ich „den Sepp“ immer wieder getroffen. Er erzählte wilde Geschichten vom Hörnli-Grat, aber nie von seinen Bildern. Das haben andere Familienmitglieder übernommen, doch es klang immer mehr nach einem G'spinnerten als nach einem Künstler. Warum nur?

„Jaja, kimm nur“, hatte ich ihn am Telefon mit seiner Krächzstimme sagen hören und war mir vorgekommen wie Sebastian Zöllner, der in Daniel Kehlmanns „Ich und Kaminski“ als junger Journalist aus der Stadt einen alten, schrulligen, blinden Maler im Gebirge besucht. Die Fahrt führte quer durch Bayern, dann über die Grenze, den Lech und an der Südseite des Säulings vorbei in das Vilsener Tal im Außerfern, jenem entlegenen Stück Tirol, von dem auch die meisten Innsbrucker nicht so genau wissen, wo es liegt. Rechts erhob sich die Ruine Falkenstein, links standen die ebenso imposanten wie unterschätzten Gipfel der Tannheimer Gruppe: Rote Flüh, Gimpel, Schlicke, Aggenstein. Allein den Aggenstein hat Josef Hunderte Male und aus sämtlichen Perspektiven gemalt, es ist sein Hausberg, also das, was für Cézanne die Montagne de Sainte-Victoire war – von der es allerdings nur 87 Bilder gibt.

Der Sepp öffnet die Tür. Ein vitaler Mann, groß, dichtes graues Haar, grauer Pulli, dunkle Augen: „Griaß di.“ Das Haus steht am Hang, so dass wir durch Garage und Keller ins Erdgeschoss gehen. Überall, wirklich überall, hängen, stehen oder liegen Bilder. Im Heizungskeller, hinter den Getränkeboxen, an der Innenseite des Garagentors. Im Treppenaufgang, im Flur, in der Küche und schließlich im Atelier im ersten Stock stapeln sich die



Bilder in Regalen, Schubladen und Schränken. An der Wand ein düsteres Matherhorn in Öl, an Turners „The Blue Rigi“ erinnernd, an der Tür ein Großglockner im schrillen Sonnenuntergang und immer wieder auch Abstraktes, angedeutete Gipfelsilhouetten, die sich beim Betrachten auflösen wie ein Felsgrat im Nebel.

Das Atelier sieht so aus, wie ein Atelier aussehen muss: ein kreatives Chaos aus Farbtöpfchen, Pinseln, Spachteln, Gläsern, Fläschchen, Leinwänden und einer Staffelei. An der Wand Schwarz-Weiß-Fotos von ihm, als junger Mann im Luis-Trenker-Stil. In den frühen Siebzigern hatte er angefangen, auf der Basis von Skizzen ernsthaft zu malen. So war das turnerhafte Matherhorn entstanden, sein erstes Bild, damals noch in Öl, düster und schwer. Von der „dunklen Phase“ spricht seine Frau Maria, mit der er seit 46 Jahren verheiratet ist. Er winkt ab, will davon nichts wissen. Seine zweite Phase dann: Acryl, erst konkret, später abstrakt, viel mit Spachteltechnik und in intensiven Farben. Wir sitzen an einem Tisch, auf dem ein weiterer Stapel Bilder liegt, und langsam kommt der Sepp ins Erzählen: Im Vilsler Steinbruch hat er als „Minör“ gearbeitet, und er dehnt das „ö“ so lange, als wäre es ein französischer Tanz. Später ist er Bagger und Raupe gefahren. Früh zog es ihn in die Berge, erst in die der Umgebung, bald in die Dolomiten und in die Westalpen. Bei der Vilsler Bergrettung war er Gründungsmitglied und mehr als 60 Jahre lang dabei. Im Ötztal wollte er Bergführer werden, aber „der Ausbilder war ein Depp“, keine weiteren Fragen. Und so wurde er eben Bergwanderführer und ging Jahre lang „mit dene Spitzfiedler“ auf Touren, ein Außerfernsches Synonym für den „Piefke“.

„Auf den hohen Bergen war ich aber allein oder mit Freunden“, sagt er. „Ich war auf dem Monte Rosa, dem Ortler, der Großen Zinne und zweimal auf dem Matherhorn. Nur auf dem Großglockner war ich nie.“ Das sagt auch einiges über ihn aus.

Dann schaut er auf seine Bilder, überlegt, lässt sein Leben Revue passieren. Und nach einer kurzen Pause sagt er: „Dreimal bin ich in eine Gletscherspalte gefallen und dreimal in eine Lawine gekommen, einmal k'eerig, da hab' ich g'meint: Jetzt is' aus.“ Er zuckt mit den Schultern und lacht: „Holladiri!“ Was soll man auch sagen? Für ihn ging es immer glücklich aus. Aber nicht für seinen Kameraden, wie der Sepp nach der nächsten Pause erzählt: „Am Matherhorn ist der Fritz im Abstieg abgestürzt und ums Leben gekommen – vor meinen Augen.“

Triumph und Tragödie liegen im Bergsteigerleben nah beisammen. Und vielleicht ist das Malen ein Weg, das alles zu verarbeiten. Er zwinkert mit dem linken Auge von unten nach oben, wahrscheinlich weil die Geschichten ihm selbst zu viel sind, zu ergründen ist das nicht. Doch in diesen Momenten flackert bei aller Tragik immer wieder der Lausbub von früher in seinen Augen auf: „Holladiri!“ Was soll man auch sagen?

Und warum hat er nie von seinen Bildern erzählt oder versucht, sie auszustellen? „Hab' ich doch – sie hingen im Nebenzimmer des Schwarzen Adlers.“ Sagen wir mal so: Diese Ausstellung beim Dorfwirt von Vils hat seinen Bekanntheitsgrad nur bedingt beeinflusst, dafür seine Schrulligkeit in den Augen der Einheimischen verstärkt. Die Antwort ist wohl eher: Josef Stich hat nie für die Öffentlichkeit gemalt, weil es ihn schlichtweg nicht interessiert hat, was die Menschen von seinen Bildern oder von ihm denken. Es sind seine Erlebnisse und Erinnerungen, seine Berge und seine Bilder. Die Aneignung seines Lebensthemas, dokumentiert in Bildern. Im Zeitalter von Facebook, Twitter und Instagram, in dem jedes noch so unbedeutende Gipfelfoto gepostet, jedes mittelmäßige Panorama geliked und jeder überlaufene Aussichtspunkt gehashtagged wird, ist das nur schwer zu begreifen. Es ist eine Umkehrung der Motivlage: Heute gibt es „Insta-

gram-Places“, die Menschen nur deswegen besuchen, weil sie auf irgendeiner Bucket List stehen. Das Erlebnis selbst wird dabei zur Nebensache. Josef Stich dagegen ging in die Berge, weil es ihm Freude bereitete. Und hielt das Gesehene in seinen Bildern fest – nur für sich.

Rund 70 ungerahmte Bilder liegen auf dem Tisch, alle schwarz und kantig mit „Stich“ signiert. Es ist nur ein kleiner Ausschnitt seines Werks, wie eine kleine Goldkiste eines riesigen ungehobenen Schatzes. Er hat sie ausgewählt, um sie mir zu zeigen. Abstraktes wechselt sich ab mit Bergbildern, die Übergänge sind fließend. Erst einige Darstellungen aus der Umgebung, die Vilsler Alm, der Aggenstein, Burg Falkenstein. Dann wird es schon schwieriger zu deuten. „Siehst du das?“, fragt der Sepp und deutet vage über eine Farbexplosion. „Ein Gesicht, ein Vogel, ein Haifisch, ein Schwan, eine Taube im Absturz und ein schlafender Rübezahl“, sagt er, während wir das Bild betrachten. „Das ist alles da drin.“ Nun zwinkert sein rechtes Auge. „Und hier: ein Vulkanausbruch.“ Das nächste Bild zeigt wieder eine Hütte in den Bergen. „Alm im Ötztal, von hinten.“ In der Selbstironie steckt eine Eigenwilligkeit, die an Ihr-könn-mich-alle-mal grenzt. Das ist die Freiheit eines Künstlers, der immer genau das tat, was er gerade im Kopf hatte.

Es ist dunkel geworden, draußen stürmt es, und ein Fensterladen schlägt. Wir sitzen noch immer am Tisch und sprechen über die Bilder. Der Stapel ist von links nach rechts gewandert, nur etwa zehn Bilder haben wir noch nicht angesehen. Doch das sind die interessantesten, die Bilder, auf denen der konkrete Berg zum abstrakten Gebilde wird, weil es dem Sepp irgendwann einfach zu fad wurde, nur die Realität abzubilden.

Augen zusammenkneifen: Ist das noch ein Berg? Oder eine Stadt? Oder ein Baum? Oder ein schlafender Rübezahl, von hinten? Schwarze Zacken und bunte Linien schießen nach oben, fallen wieder ab, ergeben ein Tal, nein, einen Gipfel, nein, ein Panorama, nein, eigentlich nichts von alledem. Ich schaue den Sepp fragend an. Doch er sitzt nur da, grinst, lacht, als wollte er sagen: Das musst du schon selber entscheiden – und sagt: nichts.



Das Werk des Malers hat sich im Laufe der Jahrzehnte gewandelt. Das Matherhorn stammt noch aus der „düsteren Phase“. Später wurde es bunt und abstrakt, und die Berglinien lösten sich auf, weil es Josef Stich zu fad wurde, nur die Realität abzubilden.



Prominente Frauen widmen sich jetzt dem Papier und schreiben auf Basis ihrer eigenen Geschichten Kinderbücher. Die Herzogin von Sussex hat eines, Oscar-Preisträgerin Lupita Nyong'o auch: „Sulwe“. (Mentor Verlag)



Was den Schweden heilig ist: ihre Fika, also die Pause. Und ihre Dalapferde. Lässt sich mit einer Kaffeetasse verbinden. (Citronelles)

LAMU

Unter den Reisezielen mag St. Barts lange Zeit das neue Hawaii gewesen sein. Das neue St. Barts wäre somit die zu Kenia gehörige Insel Lamu. Kate Moss, die Obamas und Adwoa Aboah waren schon da.



Wie in Zukunft arbeiten? Diese Frage stellen sich viele Menschen. Unter dem Buchtitel „Work Better. Live Smarter. Be Happier“ (Gestalten) sind Geschichten über beneidenswerte Gründer zu lesen, die darauf eine Antwort haben.



Schauen wir uns diese Wandfarbe an: Terrakotta! Ja, wirklich, wie damals in den Neunzigern. Farrow & Ball bringt sie zurück. Einmal von Dunkelblau auf Aprikose umstreichen.



Ob diese Tasse auch schlupfzig grinst, muss Markus Söder beantworten. Oder die Kollegen, wenn man das Teil während der Videokonferenz in die Kamera hält. (Fiftyeight Products)



Jeder Sommer verdient ein weißes T-Shirt. Dieses ist von Clao Clao Club, dem Label unserer Autorin Julia Stelzner, und auch nördlich des Brenners tragbar.

115

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Nach dem längsten Winter unseres Lebens können wir gar nicht genug über Bikinis nachdenken. Nathalie Schweizer lässt ihre Modelle in Norditalien fertigen und bietet Frauen nach Brustkrebsoperationen Spezialanfertigungen in ihrem Zürcher Atelier an.



Es war nur eine Frage der Zeit, bis es auch zu diesem Trend ein Buch geben musste: „Trockenblumen“ (erschienen im Haupt Verlag).

Party zur Scheidung

Den Anlass kann man in der Alten Welt noch weglächeln, wo auch Feste zur Enthüllung des Geschlechts eines noch nicht geborenen Babys die Ausnahme sind. Dass die Party zur Freiheit nach einer Ehe in den Vereinigten Staaten allerdings schon in vollem Gange ist, das zeigen die diversen Divorce Party Planner, die dort gut beschäftigt sind. Wer als Hochzeitsplaner in Zeiten der pandemiebedingten Micro-Weddings weniger zu tun hat, organisiert eben andere Feste, die man feiern sollte, wie sie fallen.



Für maximal aufregende Reiseplanung im Kopf ist das der passende Duft: Mit Dior kann man nach dem aufregendsten Hotel der Welt riechen, dem Hôtel du Cap-Eden-Roc.

FOTOS: HERBSTER/©, KIM KEBEL & HERBETH MÜLLER, LIT: MARCUS WOKER/BETTER, LUIS SMARTER, BE: HAPPY/© COURTESY/GEFALTEN, IDA-RIE/© STROCKEN/BLUMEN – VON SAMEN BIS ZUM ARRANGEMENT – HAUPT: IEBEL/© ILLUSTRATION VASHTI HARRISON/AUS SULWE – VON LUPITA NYONG'O, MENTOR VERLAG



Links und unten:
Komplettlook Dior Men

David Alaba verlässt den FC Bayern. Was bleibt von dem Fußballspieler, der unglaubliche zehn Meisterschaften gewann?

Von Christopher Meltzer
Fotos Julia von der Heide
Syling Markus Ebner

David!



Als er von den Partys im P1 hört, fängt Uli Hoeneß an zu ermitteln. Es ist der Sommer 2012, und der Präsident des FC Bayern ist gerade von einem Mann angerufen worden, der ihm von zwei Fußballspielern erzählt hat, die nachts regelmäßig in München zu sehen seien, vor allem im Club P1, wo die Schickeria der Stadt feiert. Es geht, so hat es Hoeneß später bei einer Mitgliederversammlung verraten, um Franck Ribéry und David Alaba, den Franzosen und den Österreicher. Sie bereiten sich damals tagsüber mit ihrer Mannschaft auf die neue Saison vor. Und nachts?

An der Säbener Straße, wo sich die Bayern-Spieler zum Training versammeln, spricht er Alaba an. „Ich hab’ gehört, du bist ganz schön unterwegs mit dem Franck Ribéry“, sagt er und konfrontiert ihn mit den Geschichten, von denen sein Informant erzählt hat, von den Partys, vom P1. Alaba antwortet mit Wiener Dialekt: „Herr Präsident, darüber muss i nochdenken.“ Am Tag danach sprechen Hoeneß und Alaba noch mal. „Und, David? Hast du nachgedacht?“, fragt Hoeneß. „Ja, Herr Präsident“, sagt Alaba. „Da muss der Ribéry mit am andern Schwoazen unterwegs g’wesen sein.“

An einem Mittwoch in diesem Februar, es ist kalt in München, steht David Alaba mit Sandalen an den Füßen in einer leerräumten Boxhalle im Stadtteil Schwabing und stellt sich vorsichtig auf seine Zehenspitzen. Seine Arme liegen seitlich am Körper an. Er sieht aus wie ein Skispringer, den der Wind durch die Luft trägt. Die Fotografen, die vor ihm auf dem Boden sitzen, drückt auf den Knopf ihrer Kamera, bis Alaba das Gleichgewicht nicht mehr halten kann. Er kippt nach vorne. Ein Wort rutscht ihm raus: „Hoppala!“ Dann macht er das, was er in unangenehmen Momenten öfters macht: Er lächelt.

Wenn Alaba, 28 Jahre alt, in der Boxhalle lächelt und spricht, mit seinen weißen Zähnen und seinem Wiener Dialekt, könnte man für einen Moment meinen, dass da immer noch der Schelm steht, der vor fast zehn Jahren mit Franck Ribéry durch die Stadt gezogen ist und danach Uli Hoeneß angeflunkert hat. Doch das täuscht. Da steht nun der wohl berühmteste Sportler Österreichs. Einer, der in den vergangenen Jahren mehr Titel gewonnen hat als

// Vom
ersten
Moment an
wollte er
nur zu den
Bayern //

die stolzen Skispringer aus seinem Heimatland und so zu einer internationalen Marke geworden ist, die er nicht nur pflegt, indem er mit Fußballschuhen über den Rasen rennt, sondern auch indem er sich in Designer-Sandalen in einer Boxhalle fotografieren lässt. In Zukunft soll diese Marke noch internationaler werden. Am Ende der Saison verlässt David Alaba nach 13 Jahren den FC Bayern. Er wechselt ins Ausland, zu Real Madrid. Und so kann man sich während seiner letzten Tage in München fragen: Was für ein Mensch wird gehen? Und was wird von ihm bleiben?

Wenn man die Ära Alaba, die in München nun endet, beurteilen will, sollte man sich daran erinnern, wie sie angefangen hat. An einem Tag im Dezember 2007 stellen sich Werner Kern und seine zwei Begleiter an verschiedenen Positionen eines Sportplatzes in der österreichischen Stadt Innsbruck auf. Sie sind aus München angereist und wollen nun aus so vielen Perspektiven wie möglich sehen, was dieser Junge wirklich kann. Er ist erst 14 Jahre alt, spielt an diesem Tag aber für die U18 von Austria Wien. Als Kern, damals Nachwuchsleiter des FC Bayern, in der Halbzeit mit seinen zwei Begleitern zusammenkommt, so hat er es mal in einem Sport1-Interview erzählt, sind sie sich einig: „Mensch, ist das ein Spieler. Der ist super. Den müssen wir holen.“ Es dauert danach nicht mehr lange, bis zu Hause bei den Alabas das Telefon klingelt.

Wo ist für David Alaba zu Hause? Das ist nicht zu überhören, aber wird trotzdem immer wieder übersehen. Ein Beispiel aus der Boxhalle. Als Alaba sich umgezogen hat, kommt ein Handwerker aus dem Keller. Er erkennt, wer da auf seiner Baustelle posiert und will ein Erinnerungsfoto aufnehmen. Als er mit seiner Digitalkamera vor Alaba steht, schaut dieser ihn auf einmal verwundert an. Der Handwerker hat ihn nicht auf Deutsch angesprochen, sondern auf Englisch.

Es ist leider nicht neu für David Alaba, dessen Mutter auf den Philippinen und dessen Vater in Nigeria geboren wurde, dass man in ihm einen Fremden sieht, weil seine Haut nicht weiß ist. Er ist ein Wiener, aber wird nicht immer wie einer behandelt. Das begann schon in seiner Kindheit im 22. Bezirk der Stadt – und hat trotz allem bis heute nicht aufgehört. In einem zurückliegenden Interview hat er mal gesagt: „Das N-Wort kam immer wieder mal irgendwo vor.“ Und was macht Alaba, als der Handwerker ihn auf Englisch anspricht? Er lächelt.

An den Anruf aus Deutschland, der sein Leben verändern wird, kann er sich nicht mehr richtig erinnern, dafür an das Pfingstwochenende 2008. Auf Einladung des FC Bayern fliegt er mit seinem Vater nach München. Als sie am Flughafen ankommen, wartet Werner Kern schon. Er führt sie erst durch die Stadt, dann zur Säbener Straße. Alaba ist beeindruckt. „Von dem Moment an“, sagt er, „wollte ich nur zu Bayern München.“

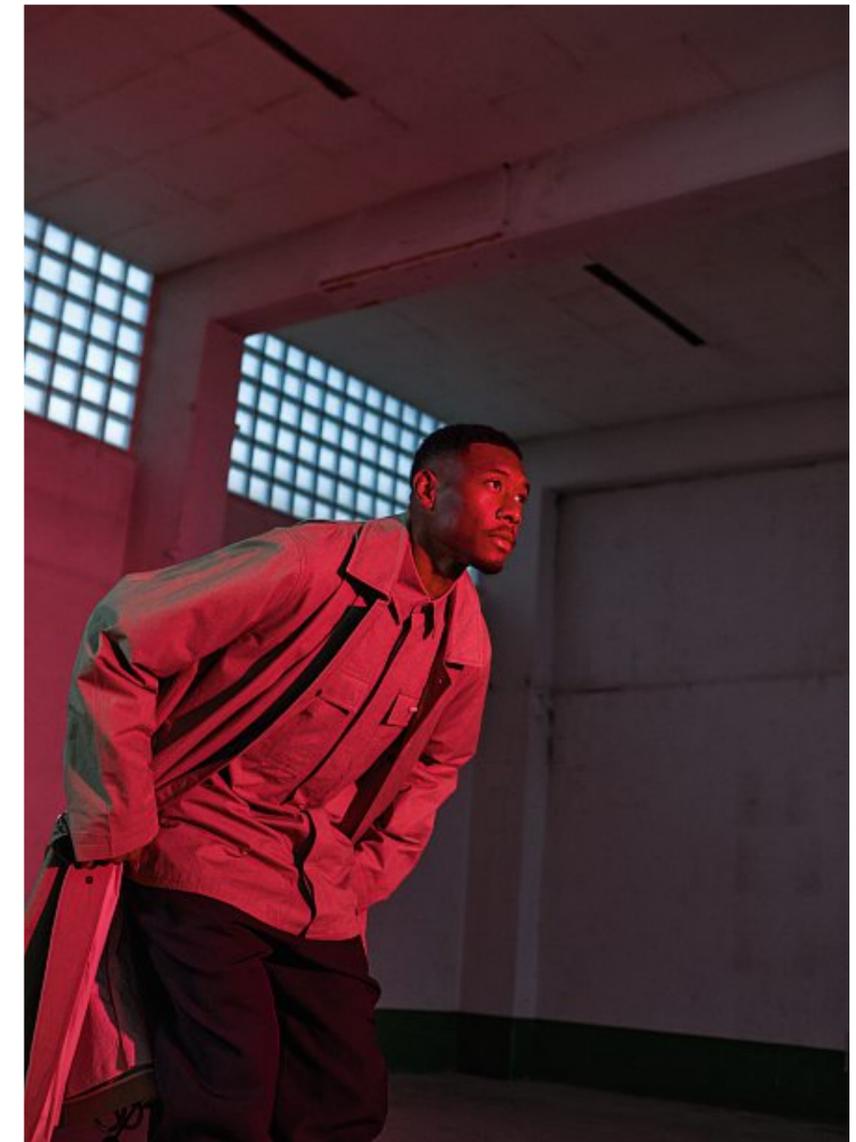
In der Boxhalle in Schwabing, wo Alaba die Sandalen mittlerweile gegen Sneakers getauscht hat, dröhnt Musik aus Lautsprecherboxen. Als ein neuer Song anläuft, wippt und rappt er mit: „Take me back to the old days.“ Bring mich zurück in die alten Zeiten: Für Alaba sind das auch die Tage im Jugendhaus des FC Bayern, wo er im Sommer 2008 eingezogen ist. Ein bisschen viel Blödsinn habe er dort gemacht, sagt er, aber sportlich steigt er noch schneller auf, als Walter Kern sich das vorgestellt hat. Er spielt so gut, dass der Nachwuchsleiter ihm etwas Ungewöhnliches erlaubt: Alaba darf die Schule, in der er sich stets schwer getan hat, abbrechen. „Er soll sich seine ganzen Erfolgserlebnisse im Fußball holen“, sagt Kern und verfolgt danach, wie sein Plan aufgeht. Am 10. Februar 2010 wechselt Louis van Gaal, der Trainer der Profis, David Alaba im Viertelfinale des DFB-Pokals gegen Fürth ein. Da ist er 17 Jahre und 232 Tage alt.

Wenn man wissen will, wie David Alaba sich von einem Spieler, der Kommandos entgegengenommen hat, zu einem Spieler entwickelt hat, der sie erteilt, sollte man Michael Reschke fragen. Er war zwischen 2014 und 2017 Technischer Direktor beim FC Bayern und hauptverantwortlich dafür, die Spieler und ihre Entwicklung zu bewerten. Am Telefon fragt Reschke: „Welchen Spieler gibt es international, der auf drei unterschiedlichen Positionen auf Weltklasse-Niveau spielen kann?“ In der großen Welt des Fußballs fällt ihm zur Zeit nur einer ein: David Alaba.

Es sagt viel über Alaba aus, dass er die Champions League schon als Linksverteidiger (2013 in London) und als Innenverteidiger (2020 in Lissabon) gewonnen hat, aber auf seiner Lieblingsposition im zentralen Mittelfeld



Linke Seite: Cardigan, Hose und Schuhe von Bottega Veneta, Sweatshirt von Berluti; links: Jacke und Hemd von Hermès; unten: Komplettlook von Jil Sander





// Er ist
der bisher
letzte
Spieler
aus der
eigenen
Jugend,
der Profi
wurde //

meistens nur in der österreichischen Nationalmannschaft spielen darf. Dieser Gegensatz spricht für seine Vielseitigkeit, die Reschke für „brutal außergewöhnlich“ hält, aber vielleicht eben auch für ein Durchsetzungsvermögen, das nur im Zweikampf um den Ball ausgeprägt ist.

In mehreren Vertragsverhandlungen mit dem FC Bayern, heißt es, sei Alaba ein Mittelfeldplatz in Aussicht gestellt worden, aber erfüllt wurde ihm dieser Wunsch doch nie. Wer wie Reschke einen Spieler erlebt hat, der alle im Verein mit seiner Lebensfreude angesteckt hat, könnte zu dem Schluss kommen: Alaba war zu lieb, um sich mit seinen Vorgesetzten zu streiten. Und trotzdem sollte man sich nicht wundern, dass es in seiner letzten Saison in München doch noch zum großen Zank gekommen ist. Vor einem Jahr hat er nämlich Pini Zahavi beauftragt – einen Mann, der sich für ihn streitet.

Es gibt viele Eigenschaften, mit denen man Zahavi, den berühmten Berater, beschreiben kann, aber eines ist er sicher nicht: zu lieb. Er hat als kompromissloser Zwischenhändler viele Millionen verdient – für seine Klienten und natürlich auch für sich selbst. Wenn ein Starspieler wechseln oder einfach nur mit einem Wechsel drohen will, stellt er Zahavi an. Das ist dessen Trademark. Als Zahavi und die Vertreter des FC Bayern wegen einer möglichen Verlängerung von Alabas Vertrag diskutieren, der am 30. Juni dieses Jahres ausläuft, eskalieren die Verhandlungen. Der neue Bayern-Präsident Herbert Hainer verkündet öffentlichkeitswirksam im Live-Fernsehen, dass das Vertragsangebot für Alaba aufgrund einer abgelaufenen Frist, die ignoriert worden sein soll, zurückgezogen wird. Der alte Bayern-Präsident Uli Hoeneß nennt Zahavi daraufhin einen „geldgierigen Piranha“ und wirft Alabas Vater vor, sich von dem Berater beeinflussen zu lassen. Alabas Vater wiederum unterstellt Hoeneß „schmutzige Lügen“ und „dreckige Anschuldigungen“. So geht das weiter, bis irgendwann klar ist: Alaba wird nicht in München bleiben. Was aber bleibt?

Es gibt in München die Fans, die viel mit David Alaba verbinden werden. Er ist bis heute der letzte Spieler aus der eigenen Jugend, der sich in der Profimannschaft etabliert hat. Er ist zusammen mit Thomas Müller der erste Spieler, der in der großen Geschichte dieses großen Vereins zehnmal die deutsche Meisterschaft gewonnen hat. Er steht für ein Jahrzehnt des Erfolgs. Es gibt aber auch die Fans, die gerne noch mehr mit ihm verbunden hätten. Auf dem Rasen hat er große Spuren hinterlassen. Aber sonst?

Es hat einige verärgert, dass im Vertragspoker mit Alaba mitten in einer Pandemie, in der viele Menschen um Wesentliches fürchten mussten, öffentlich um Millionen gefeilscht wurde, als wäre es das Normalste der Welt. Ging es wirklich ums Geld? Nein, sagt Alaba, mit Geld habe seine Entscheidung nichts zu tun. „Ich möchte was Neues erleben, was Neues sehen.“ Was bleibt aus seiner Sicht? An wen sollen sich die Fans in München erinnern? „An einen Spieler, der wirklich alles gegeben hat. An einen Jungen, der sich hier einen Traum verwirklicht konnte und im Herzen hoffentlich immer einen Platz haben wird.“

Am Tegernsee, wo das Ehepaar Hoeneß wohnt, wird David Alaba diesen Platz immer haben. Das hat mit Uli Hoeneß zu tun, dem Macher in München, der Alaba schätzt, obwohl er sich mit Pini Zahavi zusammengetan hat. Das hat aber auch viel mit Susi Hoeneß zu tun. Als im Dezember 2019 Alabas Sohn zur Welt gekommen ist, hat sie ihm ein Klamottenset vom Tegernsee geschenkt. Das wollte sie unbedingt, denn Alaba war einer ihrer Lieblingsspieler. Er hat sie aber nicht mit den Toren und Trophäen verzückt, sondern mit einer ungewöhnlichen Angewohnheit: An Weihnachten hat er immer persönlich angerufen. ◀

Fotografie: Julia von der Heide
Styling: Markus Ebner
Foto-Assistenz: Stefan Klitzsch
Styling-Assistenz: Evelyn Tye, Mirjana Hecht, Jael Hecht

Fotografiert am 17. Februar 2021 im Boxwerk München



Linke Seite: Komplettlook von Ermenegildo Zegna XXX; oben und unten: Mantel und Hose von Yohji Yamamoto, Schuhe von Jil Sander

ER SCHAUT AUF DIE UHR

Von Jennifer Wiebking

Fotos Jens Gyarmaty

Uhrmacher fertigen Uhren. Aber sie haben nicht unbedingt Gespür für gutes Design. Dafür gibt es Menschen wie Thomas Höhnel. Bei Nomos nimmt er die Gestaltung millimetergenau.

Einen entscheidenden Vorteil hat ein Videointerview im Lockdown, wenn es sich bei dem Gesprächspartner um einen Designer im Homeoffice handelt: Man bekommt einen Eindruck davon, mit welchen Objekten einer wie Thomas Höhnel selbst lebt. Also genauer hinschauen. Was liegt dort Buntes im Hintergrund herum? Neue Entwürfe? „Nein, dann wäre ich steinreich“, sagt Thomas Höhnel von seinem Küchentisch aus und lacht. „Das ist Lego, ein bisschen unaufgeräumt.“

Auch Thomas Höhnel schaut genauer hin. Das ist sein Beruf. Er schaut auf die Uhr. Wer an Uhrfertigung denkt, landet meist schnell in kleinen Bergdörfern in der Schweiz oder in Glashütte. Oder er hat das Bild eines Promis vor Augen, der eine Uhr für eine Kampagne bewirbt. Vielleicht hat er schon mal von einem der berühmten Designer gehört, die auf Projektbasis Uhren entwerfen und dann im nächsten Job für andere Marken Sofas oder Türklinken. Auch die Uhrenmarke Nomos verpflichtet für ihre Modelle solche großen Namen, Mark Braun zum Beispiel oder Werner Aisslinger. Aber sie gönnt sich zudem jemanden wie Höhnel.

Thomas Höhnel prägt, wie die Stars und die Uhrmacher, das Image einer Marke – auf seine Weise. Das Produktdesign-Team wacht über die typische Nomos-Gestaltung, und Höhnel gehört dazu. Welche Bedeutung sie hat, ist klar, wenn man sich anschaut, wer Nomos am Handgelenk trägt: Sammler, die von den mechanischen Uhren mit ihrer klaren Linienführung überzeugt sind; und Menschen, die ohne Nomos vielleicht gar keine Uhr besäßen und sie wie ein Designobjekt tragen.

Der Schriftsteller Gary Shteyngart, ein selbsterklärter Uhren-Nerd, beschrieb das vor einigen Jahren schön im Magazin „New Yorker“: „Diese Uhren verkaufen sich nicht an die oberen ein Prozent, sondern an die kreativen Klassen. ‚Wenn ein Journalist anfängt, Karriere zu machen‘, sagte mir ein deutscher Freund, ‚legt er sich eine Nomos zu.“

Höhnel sagt: „Ich war nicht schon immer ein Uhren-Nerd.“ Das begann erst mit Nomos. Zunächst studierte er an der Universität der Künste in Berlin Design und arbeitete im Anschluss als Grafiker bei einem Start-up, System 180. Dort ging es um Messebausysteme und um die Einrichtung von Büros. Irgendwann klopfte Zara Home bei dem Berliner Betrieb an, mit einem Auftrag für 120 Läden im Jahr.

Höhnel arbeitete einige Jahre an Renderings und visualisierte Einrichtungen. Irgendwann wollte er weiter und unterhielt sich mit einer Freundin über Nomos Glashütte. Die Ortsmarke im Namen kann Designer, die auf der Suche nach etwas Neuem sind, und für die Berlin der natürliche Lebensraum ist, leicht in die Irre füh-

ren. „Ich wusste nicht, dass Nomos auch Leute in Berlin sitzen hat“, sagt Höhnel. Darauf kam er über eine Annonce, und kurze Zeit später war er schon bei Nomos, zum Probearbeiten. Oder genauer gesagt bei Berlinerblau, dem Designbüro von Nomos in Berlin.

Von den Dimensionen eines internationalen Filialnetzes für einen spanischen Discounter musste Höhnel nun gedanklich in seiner Arbeit herunterschrauben auf 35 Millimeter im Durchmesser und 6,2 Millimeter in der Höhe, dazwischen Handarbeit Made in Glashütte. Das sind die Daten der Tangente, und zu Höhnel's ersten Aufgaben gehörte es damals, 2011, ein Sondermodell für die Wempe-Boutique in New York zu

entwerfen. Es war eine gute Übung, um die Marke verstehen zu lernen, sich in die Designsprache einzufinden. „Schlicht, zurückhaltend, understated, geometrisch“ sei sie, sagt der Achtundvierzigjährige. „Aber niemals langweilig. Wenn man schlichte Gegenstände entwirft, ist es immer eine Gefahr, in Langeweile abzurutschen. Bei Nomos kommt es auch auf den großen Witz an, die Ironie und Farbigkeit.“

Zugleich sind die Grenzen recht klar gesetzt. Wenn Höhnel sich an die Arbeit macht, muss er sich die Frage stellen: Was ist möglich? Er muss allein deshalb genau hinschauen, weil sich sonst im nächsten Moment die Konstruktion beschwert oder das Modell nicht mehr nach Luxus

„Für Nomos ist es völlig okay, mit Gestaltern zu arbeiten, die nicht das tiefe Verständnis eines Uhrmachers haben“: Die Ahoi war Höhnel's erster Entwurf. Im Bild rechts auf dem Tablett sind Neuheiten dieses Jahres zu sehen. Ganz links liegen zwei Ahoi-Modelle, daneben ist dreimal die Tangente Sport zu sehen.



„Schlicht, zurückhaltend, geometrisch“: So beschreibt Thomas Höhnel die Designsprache von Nomos. Oben rechts im Bild: ein Update der Metro von Mark Braun, die im April als Neuheit vorgestellt wurde.

// Er wurde in Dresden geboren, 1973: „Ich kannte Glashütte als Qualitätsversprechen.“ //



aussieht. Die Form eines Bandanstoßes, die Ecke einer Zahl auf dem Zifferblatt, Millimeterarbeit kann gnadenlos sein. „Ich musste erst lernen, dass im Luxussegment für Manufakturuhren gewisse Standards erwartet werden. Wenn man diese Codes nicht versteht, mag die Idee noch so gut sein. Das ist dann eher etwas, was im Museumshop landet.“ Höhnel beobachtet das auch in der Arbeit seiner Kollegen, die anders als er für ausgewählte Projekte dazukommen. „Sie reduzieren den Entwurf häufig so stark auf eine Idee, dass er nicht mehr dem Anspruch der Manufaktur gerecht wird.“ Uhrendesign kann auch ein Widerspruch in sich sein.

Noch so etwas im ersten Moment Unvereinbares: eine Sportuhr für Nomos. Wie sollte das gehen? Höher, schneller, weiter, wofür diese Modelle stehen, aber das alles mit angezogener Handbremse, um im Nomos-Raster zu bleiben? Die Sportuhr war damals Höhnel's erstes eigenes Modell. Sie mutet so locker und spontan an wie ihr Name: Ahoi. Das Gehäuse ein bisschen robuster, die Zeiger in Hellblau und Rot, das Band aus Textil, die Ziffern luftiger.

Zwei Jahre dauerte ihre Fertigung, im Jahr 2013 kam die Ahoi dann auf den Markt, als Nummer neun in der verhältnismäßig jungen Geschichte des Unternehmens.

Schon wenige Monate nach dem Mauerfall hatte sich ein gewisser Roland Schwertner, EDV-Experte aus Düsseldorf, damals in Glashütte umgeschaut und erkannt, dass es jenseits des VEB Glashütter Uhrenbetriebe eine Zukunft für den Traditionsstandort geben könnte. Auf Schwertner folgten weitere

Unternehmer, das alte Uhrenzentrum wurde mit den Jahren zu einem neuen, das sich heute selbstbewusst behaupten kann und die Konkurrenten aus der Schweiz nicht fürchten muss. Auch Nomos verbaut seine eigenen Kaliber und machte sich mit einem eigenen Swing-System 2014 vollständig unabhängig von den Schweizern.

Thomas Höhnel fährt regelmäßig nach Glashütte, „mal häufiger, mal seltener, je nach Auftrag“. Er kann das so locker sagen, weil seine Verbindung dorthin auch ohne ständiges Pendeln stark ist. Er wurde in Dresden geboren, 1973, wuchs mit dem Wissen über die Bedeutung des 30 Kilometer entfernten Orts auf. „Mein Vater hatte eine Uhr aus Glashütte. Sie war produziert zu DDR-Zeiten, ein Nachfolger der Spezimatec, allerdings mit Quarzwerk. Ich kannte Glashütte als Qualitätsversprechen.“ In seiner Jugend bekam Höhnel mit, wie sich neue Betriebe dort niederließen. „Man hat sich ja gefreut, dass sich nach der Wende etwas etabliert hat, was relevant ist.“ Er kannte Nomos, Lange & Söhne. „Aber Lange & Söhne war mir dann doch zu traditionell, da fand ich die moderne Interpretation von Nomos wesentlich spannender.“

Dafür sind sie ja in Berlin zuständig, am Paul-Lincke-Ufer, im Designbüro Berlinerblau, der schicken Tochter von Nomos, der gestalterischen Seite des Unternehmens. Wenn er nicht gerade im Homeoffice arbeitet, geht Thomas Höhnel hier jeden Tag ein und aus. „Diese Distanz zu Glashütte tut ganz gut“, sagt er. „Für Nomos ist es ja auch völlig okay, mit Gestaltern zu arbeiten, die nicht aus der Uhrenbranche kommen und nicht das tiefe Verständnis eines Uhrmachers haben. Das ist durchaus gewünscht.“

Um sicherzugehen, dass Nomos auch auf Abstand Nomos bleibt, hat Höhnel einen schönen praktischen Test. Der Gründer Roland Schwertner hat ihm den einmal mit auf den Weg gegeben. „Schaut man sich die Klassiker am Uhrenmarkt an, dann sieht man, was funktioniert: Ein Modell muss man aus zwei Meter Entfernung erkennen können. Wenn man seinem Besitzer gegenüber am Tisch sitzt.“



NIESSING



Seit 1873

NIESSING SPANNRING® HIGHEND
Sind Sie bereit für das Original?

Und es hat *Ru* gemacht

Jahrzehntelang erkannte niemand den Wert dieser unscheinbaren Schale, die sich schon lange im Bestand der Porzellansammlung in Dresden befand. Jetzt stellt sich heraus, dass die Kostbarkeit aus China gut 1000 Jahre alt ist.

Von Stefan Locke, Fotos Andreas Pein



Entdeckerin: Regina Krahl, Expertin für chinesische Kunst und Keramiken, ist eine der wenigen Kennerinnen des Ru-Steinzeugs. Sie forschte zum Bestand der Porzellansammlung. Dabei fiel ihr die Schale sofort auf.

Foto Thomas Dashuber

E

s war im vergangenen Frühjahr, als Regina Krahl ins Depot der Porzellansammlung der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden hinabstieg und eine schier unglaubliche Entdeckung machte. „Ich habe es sofort gesehen“, erzählt sie. Dabei ist das Objekt, um das es geht, eine recht unscheinbare kleine blassgrüne Schale. Aber genau deshalb fiel sie eben auf zwischen all dem Prunk, den lauten Farben und knalligen Mustern der anderen Porzellane der Sammlung, die oft groß bis riesig sind. „Für mich war ganz klar, dass es Ru ist.“

Regina Krahl muss es wissen. Sie ist Expertin für chinesische Kunst, besonders für chinesische Keramik. Und sie gilt als eine der ganz wenigen Kennerinnen des Ru-Steinzeugs. „Das war wirklich super“, sagt sie. „Ich war völlig euphorisiert!“

Die meisten werden den Begriff Ru noch nie gehört haben. Das liegt auch daran, dass es bis zu dem Fund in Dresden auf der Welt gerade einmal 87 Ru-Keramiken gab. Dresden ist also Nummer 88, und wie es der Zufall will, folgte kurz darauf in Großbritannien die Nummer 89. Dabei dürfte es vorerst bleiben.

Die Dresdner Museumsleute sind von der Entdeckung begeistert. „Was für ein Wahnsinnsfund“, sagt Julia Weber, die Chefin der Porzellansammlung im Zwinger. Endlich gibt es von hier mal wieder eine gute Nachricht für die Welt, nachdem im Jahr zuvor Diebe gegenüber ins Grüne Gewölbe eingedrungen waren, in die Schatzkammer Augusts des Starken im Residenzschloss. Sie hatten unersetzliche Stücke wertvoller Diamantengarnituren an sich gerissen, die der große Kurfürst und Herzog von Sachsen nicht nur aus Leidenschaft anschaffte, sondern vor allem auch, um im Bedeutungswettbewerb mit dem europäischen Adel mithalten zu können.

Ohne diesen Instinkt nebst Sammelleidenschaft und Kunstsachverstand wären die Sammlungen heute nicht das, was sie trotz aller Volten der Geschichte sind: Sie zählen zu den bedeutendsten in Europa. Das gilt vor allem für die Porzellansammlung. Ihre Exponate aus Ostasien sowie aus den Anfängen europäischer Porzellanherstellung machen die Sammlung zu einer der wichtigsten Adressen auf der ganzen Welt.

August der Starke kaufte seinerzeit, was die Staatschatulle hergab, und oft auch darüber hinaus. Davon zeugen die fast mannshohen Deckelvasen mit kobaltblauem Dekor, von denen der Kurfürst von Sachsen im Jahr 1717 exakt 151 Stück bei Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. mit 600 sächsischen Reitersoldaten bezahlte. Der Preuße formte daraus ein Dragoner-Regiment. Fortan hießen die Soldaten dieses Regiments Porzellandragonier,

wiewohl die Vasen in Dresden bis heute Dragonervasen genannt werden.

Sechs dieser mächtigen Gefäße stehen in der heutigen Ausstellung auf einem Podest und sind umgeben von Vitrinen, in denen es leuchtet, prangt und funkelt. Vasen, Kannchen, Teller, Schüsseln aus feinstem chinesischem Porzellan des 17. und 18. Jahrhunderts lassen sich hier bewundern. Die Dekore scheinen um Aufmerksamkeit zu wetteifern: Farben wie Gold, Silber und Powderblue wechseln sich ab mit Eisenrot, Grün und Mirrorblack. Die Gefäße sind bemalt mit Tieren, Pflanzen, Ornamenten, eines prächtiger als das andere.

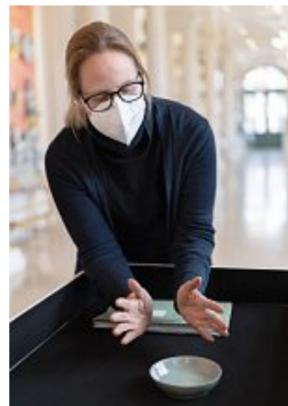
In all dem visuellen Lärm bemerkt man kaum, wie Mitarbeiter leise auf einem Wägelchen den unverhofften neuen Star der Sammlung in den Saal schieben. Auf schlichtem grauen Untergrund steht da auf einmal dieses Ru-Schälchen. Fast wirkt es, als wäre es bei Renovierungsarbeiten vergessen worden. Weit hergeholt ist die Vorstellung nicht, handelt es sich bei dem wertvollen Stück doch höchstwahrscheinlich um eine Pinsel-Waschschale.

„Es ist ein ganz besonders gut erhaltenes Stück“, sagt Regina Krahl. Die ins Bläulich-Grüne schimmernde transparente Glasur mit dem wie feine Eisplättchen wirkenden Kralkelee, in dem sich das Licht so schön bricht, sei etwas Einzigartiges. „Es sieht aus wie geschnitzt aus einem wertvollen Stein“, sagt Krahl. „Und es löst sofort Begeisterung aus.“ Die Farbe erinnere an Jade, doch Schmuck hätten die damaligen Schöpfer eher nicht im Sinn gehabt. Alle heute noch erhaltenen Ru-Erzeugnisse seien funktionaler Art und sehr schlicht im Design gehalten. „Sie sind wirklich etwas ganz Besonderes“, sagt sie, und das liege vor allem auch an der Geschichte.

IN LIZENZIERTEN BRENNÖFEN

Ru-Keramik entstand Anfang des zwölften Jahrhunderts in kaiserlich lizenzierten Brennöfen der nördlichen Song-Dynastie im Nordosten des heutigen Chinas. Das schlichte Design, die einfache, aber perfekte Farbgebung und die – wenn überhaupt – sparsamen Gravuren hätten dem Zeitgeist entsprochen, erzählt Krahl. „Es ist ein ungewöhnlicher Geschmack, der uns eher an heute erinnert.“

Tafelservice aber, wie sie später berühmt wurden, waren wohl nicht im Produktportfolio der Ru-Keramiker. Vielmehr fertigten sie Schüsseln, Vasen, Weihrauchspender und Pinselschalen – zumindest sind das die Stücke, die es heute noch gibt. Die Ru-Öfen existierten gerade einmal 20 Jahre, als die Dynastie in den Süden Chinas vertrieben wurde und nur wenige Stücke mitnehmen konnte. So wurde die Ru-Keramik schon damals



Sensationsfund: Die Ostasien-Expertin der Dresdner Porzellansammlung, Cora Würmell, präsentiert die Schale, die seit 1927 im Bestand ist und einst von Oscar Rücker-Embdens erworben wurde.

zum wertvollen Symbol des einstigen Reichs und seiner verlorenen Größe.

Weil die verbliebenen Stücke jedoch so rar sind, blieben sie der großen Öffentlichkeit weitgehend unbekannt. Regina Krahl wiederum arbeitet freiberuflich als Kunst-sachverständige für das Auktionshaus Sotheby's, und als vor vier Jahren in Hongkong ein Ru-Pinselwaschgefäß zur Versteigerung stand, stellte sie erstmals einen Katalog aller

fernostlichen Porzellans, inventarisierte sie in der Sammlung früher chinesischer und koreanischer Keramiken. Die Ausstellung dominierten freilich rund 500 Jahre jüngere Objekte aus der Zeit Augusts des Starken, denen bis heute das Hauptaugenmerk der Sammlung gilt. Nach der Auslagerung der Bestände im Zweiten Weltkrieg zog die Porzellansammlung 1962 in den wiederaufgebauten Zwinger ein, das barocke Ensemble für einst allerlei höfische Feste und Lustbarkeiten, das heute mehrere Museen beherbergt. Fast 10.000 Objekte umfasse allein der ostasiatische Teil der Porzellansammlung, sagt Julia Weber. Gerade mal ein Fünftel davon ist in der Dauerausstellung zu sehen, der Rest fristet sein Dasein im Depot, das unterhalb der Ausstellungssäle liegt.

Just dort betrat Regina Krahl im vergangenen Frühjahr einen Raum mit Exponaten chinesischer Herkunft, die nichts mit der Sammlung Augusts zu tun hatten. Sie war Mitglied eines Teams von rund 20 internationalen Experten, die im Rahmen eines Forschungsprojekts die Bestände begutachteten, ehe sie digital erfasst, fotografiert, beschrieben und schließlich online der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollten. „Die Schale stach mir sofort ins Auge“, sagt Krahl. Sie habe sich inmitten anderer Objekte früh-chinesischen und -koreanischen Porzellans aus der Sammlung Rücker-Embdens befunden. Die hatte, ebenso wie der Großteil der Porzellansammlung, die Bombardierung der Stadt im Zweiten Weltkrieg unbeschadet überstanden, weil sie rechtzeitig ausgelagert worden war. Obwohl die Schale als koreanisch klassifiziert war, sei Krahl schnell klar gewesen, was sie vor sich sah: das vermisste Stück aus der Publikation Rücker-Embdens. „Die Dresdner Schale ist zweifellos Ru-Ware, Stück Nummer 88 weltweit.“

AUS DER PRÄFEKTUR RU

Und sie ist das einzige Stück Ru-Keramik, das es in Deutschland gibt. Neun Exponate befinden sich allein im Palast-Museum in Peking, sechs im Nationalen Palast-Museum in Taipeh, vier in Schanghai. Die anderen verteilen sich über Museen und Privatsammlungen, vor allem in Großbritannien, Schweden, Dänemark, den Niederlanden und den Vereinigten Staaten. Kurz nach der Entdeckung in Dresden machte Krahl einen weiteren Fund im British Museum in London. In der dortigen Sir

Percival David Collection, benannt nach einem Sammler chinesischer Keramik, gibt es eine ganz ähnliche, wenn auch nicht so perfekt wie in Dresden erhaltene Pinselschale, die in den dreißiger Jahren schon als Ru-Ware klassifiziert, doch später unergründlicher Weise als koreanisch eingeordnet worden war. Für Regina Krahl stammt auch dieses Exemplar aus der einstigen Präfektur Ru, es ist Nummer 89.

Die Unterschiede zu koreanischer Keramik der gleichen Zeit seien sehr gering, sagt Krahl. Koreanische Schalen tendierten zu mehr ausladenden, weniger steilen Rändern. Auch der nach außen gewölbte elegante Schalenfuß sei eher ein typisches Ru-Merkmal, während koreanische Erzeugnisse jener Zeit oft gar keinen Fuß besäßen. Darüber hinaus seien sowohl Form als auch Größe typisch für Ru-Erzeugnisse. Die ideale Aufladung als Erinnerung an eine berühmte kaiserliche Dynastie, ihre Knappheit und vor allem ihre handwerkliche Vollendung machen die Ru-Ware zu einer Rarität. Die Pinselwaschschale, die Sotheby's im Jahr 2017 mit Hilfe von Krahl's Expertise aus einer privaten Sammlung aus Taiwan versteigerte, wurde für 37,7 Millionen Dollar an einen chinesischen Sammler verkauft, der sie für sein Privatmuseum in Schanghai erwarb.

„Wir wussten natürlich, dass unsere Sammlung kostbare und teils auch noch wenig bekannte Schätze birgt“, sagt die Dresdner Direktorin Julia Weber. „Dass sich darunter aber eine der sagenumwobenen Ru-Keramiken befindet, ist eine echte Sensation.“

Die große Frage ist nun, wie das wertvolle Stück in die Ausstellung integriert werden soll. „Wir wollen es auf jeden Fall zeigen“, sagt Weber. In der augusteischen Sammlung freilich wäre es deplaziert, womöglich könnte es in einer Sonderausstellung oder gar im Neuen Grünen Gewölbe gezeigt werden, direkt neben dem Grünen Diamanten, einem einzigartigen Edelstein von 41 Karat aus Indien. Zuerst aber, darauf legen sie nach den jüngsten dramatischen Ereignissen in Dresden wert, müsse eine Hochsicherheitsvitrine angefertigt werden.

Der funkelnde Riesendiamant neben der schlichten, aber mindestens genauso wertvollen Schale hätte sicher seinen Reiz, sagt auch Regina Krahl. Sie hat bisher 25 der auf der ganzen Welt noch existierenden Ru-Erzeugnisse persönlich sehen können. Am Produktionsort selbst jedoch, im heutigen Ruzhou in der chinesischen Provinz Henan, wo 1986 ein Ru-Brennofen ausgegraben wurde, ist sie bisher nie gewesen. ◀



Chinamode: August der Starke, Gründer der ersten europäischen Porzellanmanufaktur in Meißen, war besessen von dem Weißen Gold. Tausende Stücke umfasst seine Sammlung im Dresdner Zwinger, deren Direktorin Julia Weber ist.



HALTUNG IM REGAL

Von Jasmin Jouhar

Stephan Dornhofer über die Anfänge des Magazins vor 50 Jahren und den roten Faden in seinem Sortiment

Stuttgart, 1971: Vier junge Leute eröffnen einen Laden, die „Magazin Warenhandels-gesellschaft für technische Güter und Einrichtungsbedarf“. Im Angebot: Gebrauchsgegenstände für eine neue Zeit. Heute hat das Magazin Geschäfte in Stuttgart, Bonn und München – und einen Webshop. Seit 2006 gehört der Design- und Möbelhandel als eigenständige Marke zu Manufactum. Stephan Dornhofer, Magaziner der zweiten Generation, ist seit 1984 Geschäftsführer.

Herr Dornhofer, „Was man in der Werkstatt ehrt, ist für die Wohnung nicht verkehrt“, so lautete vor 50 Jahren einer der Leitsätze der Gründer des Magazins. Gilt das noch heute? Ja, das ist nach wie vor ein roter Faden, der sich durch das Sortiment zieht, wenn auch nicht bei jedem einzelnen Produkt. Zu dieser Haltung gehört die ästhetische Wahrnehmung des Produkts, dieses Offene, Ehrliche, Selbstreferenzielle, durchaus Werkzeugmäßige. Und eine selbsterklärende Funktionalität.

Der erste Magazin-Laden war eigentlich das Nebenprodukt eines Forschungsprojekts an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart, eine Art Praxisübung. Was die Gründer umtrieb, der Widerspruch zwischen Kapitalismuskritik und der Aufgabe als Gestalter, neue Produkte zu entwerfen, ist noch immer aktuell, oder? Brandaktuell. Aus dem kapitalismuskritischen Geist der Gründer ist ja schnell eine merkantile Idee geworden. Wir beim Magazin leben in dem Dilemma, dass wir als Händler tätig sind, aber als Designer wirken wollen. Uns ist klar, dass wir dafür sorgen, immer noch mehr Produkte in die Welt zu setzen. Umso mehr gilt der Anspruch, dass das vernünftige Produkte sind.

Was macht ein Produkt vernünftig? Da gibt es harte Facts, angefangen beim Materialeinsatz über Dauerhaftigkeit und Robustheit bis hin zu gestalterischer Qualität. Gerade die sorgt dafür, dass ich einen Gegenstand nicht morgen gleich wieder ersetzen mag.

Um den ersten Laden in Stuttgart hatte sich über die Jahre ein regelrechtes Netzwerk entwickelt. Andere Akteure öffneten weitere Läden, es gab gemeinsame Verkaufsprospekte. Ist dieses Modell wieder aktuell in Zeiten der sozialen Medien? Wir leben in einer Welt, in der das kaum mehr verständlich ist. Heute passiert Vervielfältigung als Franchise, alles wird in Konzepte gegossen, die eben nicht frei verfügbar sind. Damals war das Geschäftsmodell quasi als Open Source multiplizierbar, es herrschte eine große Offenheit. Man ist mit offenen Armen aufgenommen worden, als Multiplikator der großen Idee.

Wie funktionierte der Austausch? Es gab eine Vielzahl von Magazin-Geschäften, die sich auf die Stuttgarter Idee berufen haben. Man war befreundet oder zumindest bekannt, es war eine offene Arbeitsgemeinschaft.

Haben Sie auch gemeinsam Produkte für das Sortiment beschafft? Die gemeinsame Beschaffung und der Informationsaustausch, das waren wesentliche Ziele der Zusammenarbeit. In dieser Zeit waren Produkte noch nicht so selbstverständlich greifbar wie heute. Es gab allerdings auch einige uninspirierte Nachahmer, deren Sortiment mit den Leitgedanken der Gründer nicht mehr viel zu tun hatte. Da galt es, Distanz zu wahren.

Damals waren Sie Entdecker. Sie mussten Telefonbücher und Branchenverzeichnisse durcharbeiten, um potentielle Lieferanten zu finden. Heute ist alles für jeden irgendwie greifbar, der Horizont erscheint unendlich. Doch das Pendel schwingt wieder in die andere Richtung. Europäische Unternehmen holen die Produktion aus Fernost zurück, um Wertschöpfungsketten kürzer und kontrollierbarer zu halten.

Fühlen Sie sich noch immer als Entdecker? Heute rauschen die Neuigkeiten vorbei, sind teilweise schnell raus aus der Wahrnehmung. Insofern ist die Aufgabe eher, das gute Neue vom Entbehrlichen zu unterscheiden. Wir verstehen uns als kritische Kaufleute im konservativen Sinn: Unser Regal wird mit Haltung gefüllt und nicht auf Diktat eines Lieferanten.

Anders als bei anderen Läden und Designhändlern bekommt man bei Ihnen bei weitem nicht alles, was auf dem Markt verfügbar wäre. Was macht ein Produkt Magazin-tauglich? Wenn es einen Kniff in der Funktion hat, eine Mechanik, die im Verborgenen funktioniert oder auch ein wenig ironisch ist. Natürlich könnte man sagen: Ein Produkt muss immer funktionieren. Aber das ist mir zu wenig. Es muss eine Raffinesse darin stecken, ein Augenzwinkern, ein emotionales Moment. Der Container DS von Kuno Nüssli zum Beispiel hat diese raffinierte Garagentür, die verschwindet, wenn man sie komplett öffnet. Ein Stauraummöbel, ganz konzentriert auf die Funktion des Verbergens und Unterbringens, des Ordners und Sortierens. Aber der Container hat auch seinen Charme in der Miniaturisierung eines Schiffscontainers, als Zeichen für Fracht und für Transport.

Die große Frage im Handel: stationär oder online? Wir sehen beide Kanäle gleichwertig nebeneinander und idealerweise eng verzahnt. Ein stationäres Geschäft ist auch im Sinne der Begegnung von Kunden und Marke wichtig.

Am Anfang war die Zielgruppe: Gestalter, Grafiker, Architekten. Wer kauft heute bei Ihnen? Es sind immer noch die designaffinen Menschen. Menschen mit einem ausgeprägten Bewusstsein für die Gestaltung der eigenen Räumlichkeiten, mit einem Anspruch an physische und ästhetische Qualität. Wenn wir Design nicht nur als schmückende Hülle betrachten, sondern als Schöpfung eines Gegenstands mit Blick auf gesellschaftliche Aspekte, erschließen wir ein anderes Publikum.



Design ist nicht nur Marketing. Die Form eines Produkts kommt aus dem Inneren, der treibenden Idee und Konstruktion heraus.

Das Magazin verkauft nicht nur Produkte, Sie entwickeln und lassen auch selbst herstellen. Seit wann machen Sie das?

Es gab schon immer Dinge, die wir für uns angepasst haben. Aber die gezielte Produktentwicklung, die Realisierung von Entwürfen freier Designer oder unserer internen Designmannschaft betreiben wir seit 2006. Dieses Feld ist kontinuierlich gewachsen.

Warum machen Sie das? So können wir genau das machen, was unserer Idee von einem guten Produkt entspricht. Alles, was wir so einfangen an Strömungen und Themen, können wir da kanalisieren. Wir können unsere Qualitätskriterien realisieren, zum Beispiel regional produzieren: Wir lassen alle unsere Produkte in Deutschland oder im unmittelbaren europäischen Umfeld herstellen. Der Austausch mit den Lieferanten passiert auf Augenhöhe. Auch wichtig für uns: Wir verbergen keine Schrauben! Die Konstruktion soll sichtbar sein, die Verbindung von Baukörpern oder verschiedenen Materialien.

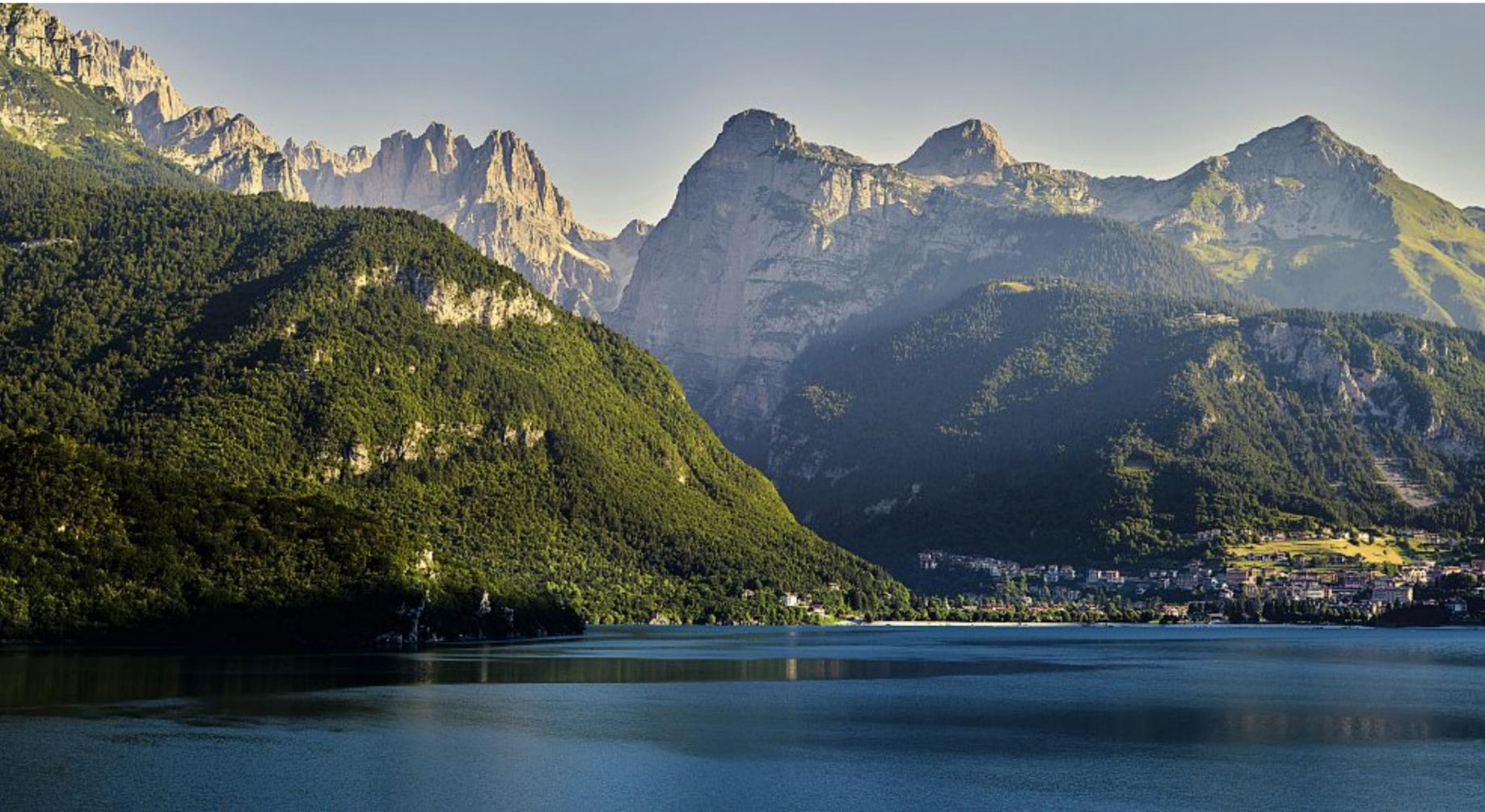
Lassen sich die Produkte dadurch besser reparieren? Das liegt uns am Herzen! Die Dinge sollen lange halten. Wenn ein Produkt seinen Zyklus überschritten hat, soll man es reparieren können.

Magazin-Produkte stammen häufig von jungen Designern. Gehen Sie damit nicht ein Risiko ein? Ja, aber die Schubladen sind voll mit guten Entwürfen. Da sind wir offen, die Idee ist uns wichtiger als ein bekannter Name mit vielen Likes auf Instagram. Von jüngeren Designern bekommen wir einen frischen Geist. Das ist bereichernd – und im Zweifelsfall bedeutender.

Mit Augenzwinkern: Stephan Dornhofer, seit 1984 Geschäftsführer des Magazins, setzt weiter auch auf den stationären Handel etwa in München (Bild oben) und Stuttgart, weil sich im Geschäft die Marke und ihre Kunden begegnen.



FOTOS: MAGAZIN



Lago di Molveno: Erholung am Strand und attraktive Sportmöglichkeiten

Carlo Baroni/Fototeca Trentino Sviluppo S.p.A.

DIE KRAFT DER NATUR ERLEBEN

Smaragdgrüne Seen, strahlend blauer Himmel, dunkelgrüne Wälder – im Trentino zeigt sich die Schönheit der Natur in all ihrer Vielfalt. Die zu den Füßen der Brenta-Dolomiten gelegene Paganella-Hochebene zieht Bergliebhaber dabei besonders in ihren Bann.



Die Paganella-Hochebene ist ideal für Familien und liegt weit von der Hauptstadt Trento.

Filippo Frizzera/ApT Dolomiti Paganella

Es ist noch früh am Morgen, als über einer Almwiese die Sonne aufgeht und die Dolomitenfelsen rosa färbt. Ein Naturerlebnis wie dieses, mehr braucht es oft nicht, um pure Dankbarkeit zu empfinden. Wie nah diese Glücksmomente liegen, zeigt sich im Trentino: Nur etwa 100 Kilometer von der italienisch-österreichischen Grenze entfernt, liegt die überwiegend bergige Region im Herzen der italienischen Alpen zwischen Venetien und der Lombardei. Neben den imposanten Dolomiten beherbergt das Trentino gleich mehrere Stätten und Gebiete, die von der UNESCO als weltbedeutend eingestuft wurden. Insgesamt sind rund 30 Prozent der Fläche des Trentino dem Schutz und Erhalt der Natur gewidmet.

Die Energie, die die Bewohner des Trentino aus den umliegenden Bergen, Seen und Wäldern schöpfen, ist auch für Besucher allgegenwärtig spürbar.

Spannende Trails und Touren

Ein lohnenswertes Ziel für Naturliebhaber und Aktivurlauber ist die weit von Trento gelegene Paganella-Hochebene mit ihren Gemeinden Andalo, Molveno, Fai della Paganella, Cavedago und Spormaggiore. Im Frühling, Sommer und Herbst lockt die Region insbesondere Radfahrer und Wanderer, in den kalten Monaten kommen im modernen Ski-gebiet die Wintersportbegeisterten auf ihre Kosten.

Mit einem Streckennetz von insgesamt 400 Kilometern hat sich die

Paganella-Hochebene vor allem bei Mountainbikefans einen Namen gemacht. Die Trails variieren nach Schwierigkeitsstufe und Länge und sind daher sowohl für Einsteiger als auch Köhner geeignet. Beliebt ist die Region aber auch bei Wanderern, die entlang der Brenta-Dolomiten und des Paganella-Gebietes anspruchsvolle Touren vorfinden.

Faszinierender Wald

Ein Erlebnis ganz anderer Art bietet der „Parco del Respiro“ außerhalb der kleinen Ortschaft Fai della Paganella. Hier schimmert das Licht sanft durch die Baumriesen, die Wipfel neigen sich im Wind, der Boden federt bei jedem Schritt. Das ausgedehnte Waldgebiet

aus Fichten, Kiefern, Lärchen und Buchen bildet den Rahmen für „Shinrin-yoku“ – das Waldbaden. Diese jahrzehntealte Tradition aus Japan, die Stress abbauen und das seelische Gleichgewicht fördern soll, lässt sich entlang vier verschiedener Wanderwege praktizieren.

Kristallklare Seen

Wer nach einem Besuch im „Parco del Respiro“ seinem Körper und Geist noch mehr Gutes tun möchte, dem sei ein entspannter Tag an einem der vielen Gewässer empfohlen. Insgesamt 297 Seen und zahlreiche Flüsse kann das Trentino aufweisen – nicht umsonst wird die Region auch als „kleines Finnland“ bezeichnet. Als einer der schön-

sten Seen gilt der Lago di Molveno, ein Alpensee natürlichen Ursprungs, der von Ahorn- und Birkenwäldern gesäumt ist und in dessen Wasser sich die Brenta-Dolomiten spiegeln. Die Schönheit dieses Sees begeisterte schon den italienischen Dichter und Schriftsteller Antonio Fogazzaro, der ihn als „edlen Stein in noch edlerer Schatulle“ bezeichnete. Noch heute ist die ruhige Ferienregion ein landschaftliches Kleinod, das mit ihrem vielfältigen Angebot an Natur, Kultur und Tradition stellvertretend für ganz Trentino steht. Ganz nach dem Motto: **Einatmen, Ausatmen, Ankommen.**

Vi.S.d.P.:
Trentino Marketing s.r.l., via Romagnosi 11,
38122 Trento, Pressebüro: Paola Pancher

TRENTINO

Folgen Sie Ihrer Leidenschaft:
www.visittrentino.info

Schlemmen: Restaurants und Berghütten

Die Küche der Region Trentino hat viele Spezialitäten zu bieten – typische Gerichte sind etwa Schlutzkrapfen, Polenta oder Speckknödel. Im **Ristorante dell' Agriturismo Il filo d'erba** in Fai della Paganella wird alles frisch aus regionalen Zutaten zubereitet. Traditionelle Trentiner Küche nach bewährten Familienrezepten kommt auch im Restaurant der Berghütte **La Montanara** auf den Tisch. Das **4-Sterne-Superior-Hotel Belvedere** in Molveno serviert seinen Gästen eine Mischung aus mediterranen und alpinen Delikatessen mit vegetarischen und veganen Alternativen. Pizzaliebhaber dagegen kommen im **Al Picchio Rosso** in Andalo ganz auf ihre Kosten.



Verweilen: Hotels und Pensionen

Ob Bauernhof, Ferienwohnung, Pension oder Hotel: Trentiner Gastlichkeit lässt sich auf ganz unterschiedliche Art und Weise erleben. Im **Agriturismo Florandonole** beispielsweise erwartet die Gäste ein modernes, im alpinen Stil gehaltenes Bauernhaus und ein Frühstücksbuffet mit hausgemachten Produkten. Die **B&B-Ferienwohnung Le Coccole** wurde vor Kurzem fertiggestellt und besticht mit ihrem großen Garten und dem Blick auf den Lago di Molveno. Ebenfalls in Molveno befindet sich die modern eingerichtete Ferienwohnung **Lodge Le Soleil**. Das 4-Sterne-Hotel **Cavallino** in Andalo bietet eine besondere Mischung aus Tradition und Innovation sowie ein vielfältiges Programm: Yoga, Wellness oder Wandern in der Paganella-Hochebene. Das **Garni Lilly** ist am Fuße der Brenta-Dolomiten und des Adamello-Brenta-Naturparks beheimatet und ist ideal für all jene, die Ruhe und Erholung suchen.



Bike-Touren Ronny Kiaulehn/Fototeca Trentino Sviluppo S.p.A.



Wanderung nach „Sentiero dei Reti“

Federico Modica/ApT Dolomiti Paganella

„HOFFNUNG ALS ANTWORT AUF ANGST“

Von Maria Wiesner

Benedict Cumberbatch über seinen neuen Film „Der Mauretania“, das Leiden in Guantanamo, die Arbeit an der Rolle und seine Verehrung für Jodie Foster



Schon das „Nice to meet you“ schnurrt sonor durch die Leitung. Die Stimme ist ein Markenzeichen von Benedict Cumberbatch. Wie kaum einem anderen Schauspieler gelingt es dem Briten, unterschiedliche Charaktere zu verkörpern, ohne dabei viel an seinem Aussehen zu ändern. Vielmehr schlüpft er in die Rolle, passt Gang, Haltung, Gestik an und arbeitet mit der ganzen Bandbreite seiner Stimme. Für die Rolle des Marine-Anwalts Stuart Couch im Guantanamo-Drama „Der Mauretania“ legte er sich einen amerikanischen Akzent zu. Und der ist so dominant, dass man nun beim Interviewtelefonat fast schon erleichtert feststellt, dass er noch immer Sherlock-Holmes-Britisch spricht.

Ich war sehr überrascht von Ihrem Akzent im Film. Oh, ich hoffe doch, im positiven Sinn!

Durchaus! Aber viele britische Schauspieler sind ja froh, wenn sie einen einzigen amerikanischen Akzent glaubhaft einstudieren. Sie jedoch wechseln die regionalen Färbungen mit jeder Rolle, betonen mal die Ostküstenherkunft des Chirurgen im Superheldenfilm „Dr. Strange“, mal sprechen Sie mit Südstaatenakzent als Sklavenhändler im Historiendrama „12 Years a Slave“, mal mit Boston-Slang im Mafia-Film „Black Mass“. Wie wichtig ist für Sie die Arbeit mit der Stimme? Nun, der Akzent diesmal gehört zu North Carolina, aber diese Rolle hatte einen sehr speziellen Ton, etwas Zähes und Muskulöses. Fast so, als würde man seine Zunge beim Reden verschlucken. Er hat viele dunkle L-Laute und ist weitaus glottaler als das normale Englisch. Ich hatte außerdem eine ziemlich heftige Erkältung, als wir mit dem Dreh begannen, meine Stimme war tiefer, und das musste ich in die Rolle integrieren. Als meine Stimme gegen Ende der Dreharbeiten wieder ihre normale Tonlage erreichte, musste ich sie vor der Kamera weiter in diesen Tiefen halten. Mir hat das Spielen mit der Stimme aber schon immer Spaß gemacht, es gehört zur Verwandlung dazu wie das Make-up, das man für die Rolle auflegt. Hier war es für mich unabdingbar, um die Authentizität der Rolle zu gewährleisten. Ich habe Stuart und seine

Frau getroffen. Er ist ein sehr witziger Mann, sehr trocken, sehr robust, sehr großzügig. Er war gerührt, dass wir auch seine Seite der Geschichte erzählen wollen und half uns dabei, authentisch zu sein. Das wollte ich transportieren. Die Drehbuchschreiber haben sich große Mühe gegeben, seine Sprache und seinen Charakter zu treffen. Er benutzt viele Euphemismen und Aphorismen und sagt tatsächlich Sätze wie „a low crawl through hell in a gasoline suit“ (etwa: „als würde man durch die Hölle kriechen und dabei einen Anzug aus Benzin tragen“).

Beim letzten Satz, der sich auf die Opfer im brennenden World Trade Center bezieht, wechselt er wieder in den North-Carolina-Akzent – die dunklen Laute bei „low crawl“ kommen aus den Tiefen der Kehle. Cumberbatch hat für „Der Mauretania“ nicht nur vor der Kamera gestanden. Der Film basiert auf der wahren Geschichte Mohamedou Ould Slahi (gespielt von Tahar Ramin). Nach den Anschlägen auf das World Trade Center am 11. September 2001 hielt die amerikanische Regierung ihn 14 Jahre lang in Guantanamo fest. Lange wartete er auf eine offizielle Anklage und die Möglichkeit, sich in einem Prozess gegen die Terroranschuldigungen zu verteidigen. Der von Cumberbatch gespielte Stuart Couch ist der Militäranwalt, der die Anklage gegen Slahi vorbereitet und auf Ungereimtheiten stößt. Der Film basiert auf Slahis Memoiren „Das Guantanamo-Tagebuch“. Cumberbatch hatte einen Auszug daraus in einer britischen Zeitung gelesen. Sofort wusste er, dass er die Geschichte dieses Mannes erzählen musste.

Warum ist diese Geschichte so außergewöhnlich? Mohamedou hat Unfassbares durchgemacht. Wirklich bemerkenswert war die Hoffnung, die dieser Mann selbst in der verzweifeltsten Situation bewahrte. Er ist wirklich heldenhaft, hat die Fähigkeit, sich in seine Entführer hineinzuversetzen und dem Leben selbst unter den Haftbedingungen noch ein paar kluge Beobachtungen über menschliches Verhalten abzurufen. Er fand Menschlichkeit selbst in Guantanamo, diesem Ort, der als unmenschlicher Makel auf der

westlichen Zivilisation liegt. Seine Geschichte kann uns als Vorbild für andere Situationen im Leben dienen, sie zeigt, dass man Not mit Ausdauer überwinden kann. Gerade in der Pandemie kann das verdeutlichen, wie man überlebt, wie man auf Angst mit Hoffnung und auf Zorn mit Güte antworten kann. Das beeindruckte mich stark, ich war von der Geschichte gefangen und sagte zu meinem Freund Adam Ackland, der die Filmproduktionsfirma SunnyMarch leitet, dass dies die Art von Filmen ist, die ich gern machen will. Gemeinsam besorgten wir uns die Filmrechte des Buchs. Es war noch sehr journalistisch geschrieben, musste erst zu einem Drehbuch umgearbeitet werden. Ich war von Anfang an als Produzent dabei, aber mir war klar, dass die Rolle von Stuart eine Herausforderung für jeden Schauspieler wäre. Sie ist widersprüchlich. Der Mann hat seinen besten Freund bei den Anschlägen am 11. September verloren, der war Pilot in einem der Flugzeuge, die in die Türme gekracht sind. Stuart ist Militäranwalt, ein Christ und ein Patriot, also eigentlich die perfekte Wahl, wenn man jemanden sucht, der dem Typen, der angeblich für die Anschläge mitverantwortlich sein soll, die Giftspritze verabreicht. Und doch trifft er auf unüberwindbare Hindernisse, die seinen Glauben und seinen Patriotismus, seinen Sinn für Demokratie und für Gerechtigkeit herausfordern: Die Geständnisse des Beschuldigten wurden unter Zwang und Folter erpresst. Das weiß er, seit er das erste Mal in Guantanamo war und das Stroboskoplicht sah, die ohrenbetäubende Musik hörte, die Fesseln entdeckte und den Gefangenen auf dem Boden liegen sah. Er wusste, was das bedeutete, denn in seiner Ausbildung als Militärflyer war er darauf vorbereitet worden, Folter zu widerstehen, falls er über einem Land abgeschossen würde, das nicht die Genfer Konvention unterschrieben hatte und Folter zuließ. Er hatte das selbst erlebt, und es stand gegen alles, was er als Marineangehöriger, als Anwalt und als Christ war.

War der brisante politische Aspekt der Geschichte auch einer der Gründe dafür, den Film gerade jetzt zu machen?

Klar. Wussten Sie, dass Guantanamo noch offen ist? Der letzte amerikanische Präsident veranstaltete so viele furchtbare Feuerwerke mit seinem undemokratischen Verhalten, dass sie solche Dinge verschleierten wie den Umstand, dass es Obamas Regierung nicht gelungen war, Guantanamo zu schließen. Ich hoffe, dass dies unter Biden nun endlich Geschichte sein wird. Es ist unethisch, und es funktioniert nicht. Geständnisse, die unter Folter gemacht wurden, sind vor Gericht nicht verwendbar, das liegt auf der Hand. Jeder sagt, was auch immer man von ihm hören will, wenn er lange genug gefoltert wurde. Wie oft müssen wir das noch erleben in unserer Geschichte? Ich verstehe, warum es diesmal geschah: Von der Angst getrieben, dass es einen zweiten Anschlag dieses Ausmaßes geben könnte, fühlten sich einige Geheimdienstler verpflichtet, härter durchzugreifen und Resultate zu präsentieren, die dazu führen würden, dass die Gefahr beseitigt wird. Das lag aber nicht nur am Druck durch Populisten, sondern auch an der politischen Führung. Erinnern wir uns bloß mal an Halliburton; primär ging es hier ums Öl. Dick Cheney und Donald Rumsfeld – ehemalige Geschäftsführer, Puppen für die Lobbyisten – ließen Colin Powell dieses erbärmliche Dossier vor den Vereinten Nationen präsentieren, das den Vorwand zum Einmarsch in den Irak lieferte. Es ist immer noch bizarr, dass wir diesen Krieg mitgemacht haben und so höchstwahrscheinlich dem IS bei seinen Rekrutierungen halfen und damit wiederum Terror hervorriefen. Ganz zu schweigen von den Flüchtlingen und anderen sozialen und politischen Problemen, die auftreten, wenn Kriege eine Nation zerreißen.

Cumberbatch hat sich in Rage geredet. Doch das ist nicht der einzige Grund für seine ausführlichen Antworten. Er spricht wahnhaft schnell, in fast druckreifen Sätzen, mit denen er sich gleichzeitig lästige Einwürfe vom Hals hält. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, dass er sich vor weiblichen Fans kaum retten kann. Während einer „Hamlet“-Aufführung in London musste er darum bitten, jegliche Aufnahmen während der

Vorstellung zu unterlassen, da er sonst seinem Beruf nicht nachgehen könne. Als Sohn eines Schauspielerehepaars ist Cumberbatch den Rummel von Fans zwar gewohnt, doch spielt er mit anspruchsvollen Rollen jetzt auf einem anderen Level. Nicht Teenager sind es nun, die kreihsen, es sind Ärztinnen, Bankerinnen oder Galeristinnen, die ihn bewundern. Eisern trennt er das Private vom Beruflichen. In Interviews sind sämtliche Fragen, die nichts mit dem aktuellen Projekt zu tun haben, untersagt. Selbst wenn man ihn gar nicht mit Indiskretionen behelligen will, ist es schwer, zu Wort zu kommen, zumal die Argumentationsketten lang sind. Immerhin: In der Antwort auf die letzte Frage gerät der Schauspieler ins Schwärmen.

Jodie Foster spielt die Verteidigerin des Terrorverdächtigen...

Es war ein Geschenk, sie bei dem Film dabei zu haben und an ihrer Seite spielen zu dürfen. Mir wurde fast ein bisschen schwindelig, ich bin ein großer Fan von ihr. Aber am Ende ging es um unsere Zusammenarbeit und dass wir als Kollegen eine Szene möglichst gut hinbekamen, bei der wir uns beide etwas seltsam fühlten. Es war nämlich für sie seit sehr langer Zeit der erste Auftritt vor einer Kamera, und doch legte sie ihren Part einfach so hin. Sie spielt nuanciert und flüssig, ist talentiert und intelligent. Und sie hat mich sehr unterstützt. Ich war furchtbar krank an dem Tag. Es muss so gegen 3.30 Uhr am Morgen gewesen sein. Wir wollten das phantastische frühe Morgenlicht für die Szene haben – diese Landschaft, die man hinter uns bei dem Gespräch sieht, die Wellen, die Küste, der Wind, das war echt. Und als ob das nicht genug wäre, um alles vollkommen seltsam wirken zu lassen, saß ich dann Jodie Foster gegenüber – und versuchte mich in den Drehpausen nicht in einen Eimer zu übergeben oder ohnmächtig zu werden. Es war wirklich schlimm. Und gleichzeitig mussten wir beide kichern, als wir so da saßen, weil all diese Umstände unser Treffen dort ein bisschen lächerlich machten. Aber die Szene war dann doch sehr gut. Für mich ging da ein Traum in Erfüllung.

„Der Mauretania“ läuft im Sommerprogramm der Berlinale und soll Mitte Juni in Deutschland in die Kinos kommen.

Benedict Cumberbatch kam 1976 als Sohn eines Schauspielerpaars in London zur Welt und begeisterte sich früh fürs Theater. Für seine Rolle als Hamlet am Londoner Barbican Theatre 2015 bekam er höchstes Lob. Für eine BBC-Miniserie holte er „Sherlock Holmes“ in die Gegenwart. Im Blockbuster „Star Trek Into Darkness“ (2013) gab er Captain Kirks altem Widersacher Khan ein neues Gesicht und in der „Hobbit“-Verfilmung von Peter Jackson dem Drachen Smaug seine Stimme. Seine Darstellung Alan Turlings in „The Imitation Game“ (2014) brachte ihm eine Oscarnominierung ein. Für „Der Mauretania“ arbeitete er (oberes Bild) mit Regisseur Kevin Macdonald zusammen.

New



Angels

Lange waren
die No Angels weg.
Jetzt sind sie wieder da,
mit neuen Liedern
und altem Spirit.
Für uns treten sie in
aktueller Mode auf.

Von Johanna Dürrholz
Fotos Conrad Bauer
Styling Leonie Volk

Von links nach rechts: Lucy: Satinhemd mit Schulterpolstern, gecropptes Top und überlange Biker-Jeans von Mugler, rote Wildlederstiefel von Jimmy Choo; Nadja: skulpturale ärmellose Weste mit ausladender Hüfte von Mugler, Minirock mit goldenem Strassgürtel von Dolce & Gabbana über So Last Season, goldene Sandaletten von Aeyde; Sandy: Bodycon-Kleid mit asymmetrischem Ausschnitt von Mugler, weiße Ledersandaletten von Christian Louboutin; Jessica: schwarzes Lederkleid mit aufgesetzter Brusttasche von Hermès, schwarze Vinyl-Leder-Mules von William Fan



Lucy

Lucy ist Entertainerin durch und durch. Mit 18 Jahren ging die Bulgarin, die aus einer Künstlerfamilie kommt, nach Hamburg und studierte an der Musicalschule. „Zweieinhalb Jahre später war ich professionelle Tänzerin.“ Beim „Popstars“-Casting wirkte sie fast durchgehend selbstsicher. „Aus heutiger Sicht grenzt es an Arroganz.“ Doch Lucy hatte die neuseeländische Version der Show gesehen, wusste genau, was gesucht wurde – und dass sie perfekt in dieses Konzept passen würde. Sie liebt die Bühne und braucht sie bis heute. Nach der ersten Trennung der No Angels machte Lucy gleich solo weiter. „Es war wichtig für mich, mich einmal allein bestätigt zu fühlen. Zu merken, was ich allein schaffen kann.“ Sie wollte Songs schreiben, produzieren und selbst bestimmen, wie Gitarre und Bassläufe zu klingen haben. Lucy hat an vielen Showformaten teilgenommen, sie siegte beim von Stefan Raab ausgerichteten Pro-Sieben-Turmspringen, gewann mehrere Medaillen in dessen Kultsendung „Wok-WM“ und war auf alle Formate perfekt vorbereitet: „Wenn ich etwas mache, dann mache ich es richtig.“ Sie nahm an der RTL2-Show „Promi Big Brother“ teil und war 2012 Teil der „Popstars“-Jury. In den vergangenen Jahren hat sie auch in Bulgarien ihre Bekanntheit ausgebaut: Sie war in mehreren Casting-Shows in der Jury, tritt in einer Reihe von Live-Musik-Veranstaltungen zusammen mit dem Plevener Philharmonie Orchestra auf und singt Musical-Songs. Mit dem Sofia Philharmonie Orchestra gibt sie jedes Jahr Weihnachtskonzerte. „Das alles hat mir neues musikalisches Selbstbewusstsein gegeben.“ Lucy ist offen lesbisch und lebt in Bulgarien. Noch immer ist sie laut und fröhlich. „Ich fühle mich weniger gehemmt vor fremden Menschen. Wenn wir in unseren gewohnten Kreisen sind, kann es mal vorkommen, dass ich ruhiger bin.“

Lederjacke mit bunten Pelzeinsätzen sowie rot-schwarze Plateau-Boots von Versace, schwarzes Top mit Strapsenhalter von Dsquared2, semitransparente Hose in Rot-Schwarz von Acne Studios

An einem wolkenverhangenen Pfingstsonntag in Köln werden Mädchenträume wahr. Also zumindest Träume, die viele Mädchen im Jahr 2000 geträumt haben. Denn in einem Fotostudio im Stadtteil Ehrenfeld werden heute vier Frauen fotografiert, die zwar programmatisch vorgeben, keine Engel zu sein, für viele Fans aber noch viel mehr sind als geflügelte göttliche Boten: Popstars eben. Ihr Geist jedenfalls hat sich in den Seelen der Mädchen niedergelassen, und auch sie sprechen nun eine Sprache, die wie Musik in ihren Ohren klingt.

Von den No Angels sind nur noch vier da: Jessica, Nadja, Sandy, Lucy. Ein Engel ist in anderen Sphären – Vanessa ist nicht mehr dabei. Gecastet wurden sie teils noch als Teenager, heute sind sie Frauen. Nadja, die Jüngste, ist 39, Lucy, die Älteste, 45. Wie Popstars schauen sie immer noch aus, das verliert sich nicht, diese Aura hat man eben, oder man hat sie nicht. Sie waren die Band, zu deren Konzerten die Eltern mit ihren Töchtern gingen. Jetzt sind sie die Band, zu denen die Töchter selbst fahren.

Nach zehn Jahren sind sie das erste Mal wieder als Gruppe zusammengekommen, und dann gleich vor laufender Kamera: Frauke Ludwig, die Promiversteherin von RTL, hatte die No Angels eingeladen, um mit ihnen über ihre neue Version von „Daylight in Your Eyes“ zu sprechen, zwei Jahrzehnte nach Erscheinen. Vor der Aufzeichnung waren sich die vier nicht begegnet. Dann der große Moment. „Ich will einfach nur meine Mädels sehen“, ruft Sandy, als sie anmarschiert, und ihre Augen glitzern schon verdächtig. Vier Frauen fallen sich in die Arme wie Schwestern. Vier Frauen, die Teil der erfolgreichsten Frauenband Deutschlands, sogar Kontinentaleuropas waren: mehr als fünf Millionen verkaufte Tonträger, vier Nummer-eins-Singles, drei Nummer-eins-Alben.

So emotional ist das Treffen in Köln nicht, seit einer Woche sehen sie sich fast täglich. Dafür ist die Stimmung umso besser. Nadja und Jessica setzen sich direkt in die Maske, gut gelaunt. Sie erzählen vom Videodreh zu ihrer Neuaufgabe von „Still In Love With You“, schwärmen von ihren Tänzern. Wenn man nach Ereignissen von früher fragt, lachen sie und sagen: „Das musst du Lucy fragen!“ Sie ist so etwas wie das Gedächtnis der Gruppe.

Noch vor einem Jahr hätten sie alle nicht gedacht, dass sie noch mal zusammenkommen würden. „Es ist wie ein Geschenk“, sagt Lucy. Es begann mit einer WhatsApp-Gruppe der vier, „NoA“, in der sie hin und wieder schrieben. Eines Morgens bekamen sie eine Mail von BMG: Die



Nadja: kurze Jeansjacke mit Fransen und Cut-outs von Ottolinger über So Last Season, Hüftthose mit leichtem Schlag von Blumarine (Vintage) über So Last Season, Sandaletten von Christian Louboutin; Sandy: Mesh-Body von Bottega Veneta über Mytheresa, Minirock mit goldenen Pailletten von Paco Rabanne über Mytheresa, Sandaletten mit Schnürung von Gianvito Rossi; Lucy: Metal-Mesh-Top mit Schmuckstein-Reißverschluss von Jill Stuart (Vintage), schwarze Anzughose von Versace, weiße Vinyl-Leder-Pumps von William Fan; Jessica: semitransparentes Slip-Dress in Pink mit Schmucksteinen von Dolce & Gabbana (Vintage) über So Last Season, Cowboy-Stiefel mit Fell- und Metallic-Finish von Free Lance über So Last Season, 3D-Druck-Kreolen von Roussey

Rechte zu ihrer Musik wurden gekauft. Fortan würde man die alten Songs endlich auch auf Spotify, Apple Music und anderen Streamingdiensten hören können. „Irgendwie haben wir alle gemerkt: Da ist noch was.“

Im Jahr 2000 hatte RTL2 ein Experiment gewagt, das gute Einschaltquoten versprach. Die Show hieß „Popstars“, in Australien war sie schon erfolgreich gelaufen. Viele junge Frauen sahen die Casting-Aufrufe im Fernsehen, mehr als 4500 gingen hin. Am Ende wurden 32 von ihnen zu einem mehrwöchigen Workshop mit Tanz- und Gesangsunterricht auf Mallorca eingeladen. Zum Schluss waren sie noch zu elft. Danach fuhren die Juroren, RTL2-Kameras im Gepäck, zu den fünf Gewinnerinnen nach Hause. Aus Sandy, Lucy, Vanessa, Nadja und Jessica wurden die No Angels. Die größte deutsche Girlgroup war geboren. Mit ihr brach das Zeitalter der Casting-Shows an.

Die fünf jungen Frauen waren schon zu Stars geworden, bevor ihre Single überhaupt auf den Markt kam: Wochenlang hatte halb Deutschland vor dem Fernseher mitgefiebert, den Favoritinnen die Daumen gedrückt, mit ihnen im Workshop gelitten, sich von der Begeisterung anstecken lassen. Ihre Ängste geteilt, ihr Talent bewundert, sich von den Songs mitreißen lassen. Die Freundschaften gespürt, sich gewünscht, selbst dabei zu sein oder

zumindest eine Freundin zu sein der jungen Frauen, die ja eigentlich waren wie du und ich, die vorher im Klamottenladen gearbeitet hatten oder im Reisebüro.

Und so fühlten sich viele Fans besonders verbunden mit den fünf Künstlerinnen. Irgendwie kannte man sie doch genau, wusste, bei welchem Song sie geweint hatten, dass ein bestimmter Tanzschritt nicht ihre Stärke war, dass sie vor dem ersten Casting mit ihrem Freund Schluss gemacht hatten. Und gleichzeitig waren diese Mädchen von nebenan über Nacht zu Popstars geworden, mit Bauchnabelpiercing und Lidschatten und Lippenstift.

Von der Wucht der Sendung ahnten die No Angels nicht viel. „Ich war zu dieser Zeit gar nicht besonders ehrgeizig“, erzählt Jessica. Sie war in der Ausbildung im Reisebüro und gerade erst in eine neue WG gezogen, als sie den Castingaufruf für Berlin im Fernsehen sah. „Schade, dass es nicht in Frankfurt ist“, dachte sie. Und dann: „Ach, ich wäre sowieso nicht hingegangen.“ Doch dann gab es eben auch ein Casting in Frankfurt. „Meine Mutter rief mich sofort an: ‚Da gehst du ja wohl hin!‘“ Klar, sie hatte immer viel gesungen, doch Jessica war erkältet, hatte nur drei Tage Vorbereitungszeit, und in ihrer neuen Wohnung fand sie nur eine CD: Whitney Houston. „Die Queen, ausgerechnet. Ich hab’s dann auch voll verkackt.“



Jessica ist die Bodenständige. Sagen die anderen. „Das bin ich auch“, ruft Jessica. „Fullstop.“ Und schickt ein lautes Lachen hinterher, das an diesem Tag noch oft zu hören ist. Ihr Vater ist Deutscher mit amerikanischen Wurzeln, die Mutter Deutsche, und sie kommt aus der Wetterau. Als sie zum „Popstars“-Casting in Frankfurt ging, machte die Dreiundzwanzigjährige gerade eine Ausbildung zur Reiseverkehrskauffrau. In der Sendung fiel sie dadurch auf, dass sie hart trainierte und gut tanzen konnte. „Jessica ist eine, die nie aufhört, an sich zu arbeiten“, sagte Tanztrainer Detlef D! Soost damals den Juroren auf Mallorca. 2002 wurde „Jess“ schwanger. Sie ging noch mit auf Tour, tanzte aber nicht mehr zu allen Songs mit. Offiziell ging sie in Babypause, kam dann aber aus der Pause nicht wieder und wollte sich zu Soloprojekten umorientieren. Inoffiziell hatte Jessica schon gewusst, dass sie erst einmal nicht zurückkehren würde. Das Management hatte es so beschlossen – die No Angels hätten sonst bald zwei Mütter in der Band gehabt, denn Nadja hatte ebenfalls eine kleine Tochter. „Ich bin gegangen worden“, sagt Jessica. Zwei Mütter seien zu risikoreich. „Heute würde das nicht mehr gehen, da würden alle Mütter auf die Barrikaden gehen.“ Damals war es so. „Wer richtig geguckt hat, hat ja gesehen, dass ich keine Pause gemacht habe. Ich habe mit dem Baby solo weitergemacht.“ 2009 gab Jessica die Trennung vom Vater ihrer Tochter bekannt. 2011 ging sie zum Radio und arbeitete dort als Moderatorin. Sie zog nach Sachsen und ist seither für MDR JUMP als Musikredakteurin tätig. Sie singt Jingles ein, hat eine eigene Rubrik namens „Hitversther“, macht Interviews mit Künstlern, Konzertberichte, Musikplanung. „Meine Arbeit ist bodenständig, aber auch spannend. Aber es ist natürlich was anderes als die Zeit mit den Engeln.“

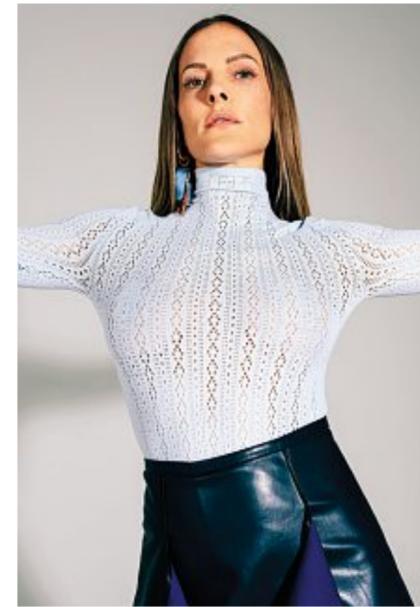
Langärmliges Samtkleid mit Schnürungen und tiefem Beinausschnitt von Ottolinger, Mule-Sandaletten von Charles Jourdan über So Last Season

Jessica

Sandy

Sandy kommt aus einer großen Familie. Sie hat drei Brüder und ist als Kind oft umgezogen. Wie es war, in der Öffentlichkeit groß zu werden? Dazu sagt sie nur: „Ich musste schon viel früher erwachsen werden.“ Sandy war 19 Jahre alt, als sie zum „Popstars“-Casting ging, wo sie gleich mit ihrer hellen Stimme überzeugte. Vom Fernsehteam wurde sie bei der Arbeit in einem Klamottenladen überrascht. Eigentlich jobbte sie dort aber nur übergangsweise – sie wollte Hebamme werden und wartete auf einen Ausbildungsplatz. Popstar tat es aber natürlich auch. Gesungen hatte sie schon lange, und ihren ersten Plattenvertrag hatte sie sogar abgelehnt. Doch eine Girlgroup, das war genau ihr Format, als Teampayerin. Schnell freunde sie sich mit den anderen Teilnehmerinnen an. Doch 2003 war erst einmal Schluss mit den Engeln. „Ich hätte mir gewünscht, dass das noch viel, viel länger gegangen wäre. Ich konnte auch noch.“ Doch sie wollte auch Rücksicht auf die anderen nehmen, „wir sind schließlich ein Team“. Sie nahm zwei Alben allein auf, ihre ersten beiden Singles landeten in den deutschen Top Ten. Sie bekam einen Sohn mit ihrem damaligen Manager, aber die Beziehung hielt nicht. Als sie zum zweiten Mal schwanger wurde, von ihrem jetzigen Partner, dem Musiker Nasri Tony Atweh, zog sie zu ihm nach Los Angeles, wo sie seit sechs Jahren lebt. Sie nahm nach der Geburt lange Schauspielunterricht und ist jedes Jahr für ein paar Monate in Deutschland, wo sie unter anderem als Musicaldarstellerin arbeitet. In Los Angeles hat sie einen Featurefilm gedreht und in der Corona-Krise eine Ausbildung zur Stillberaterin gemacht. Sie wird außerdem zur Doula ausgebildet, einer nicht-medizinischen Begleitung für Schwangere. „Das erdet mich und ist ein schöner Ausgleich zum Showgeschäft.“

Babyblauer Turtleneck von Fendi, Ohrhring von Acne Studios, zweifarbiges Lederrock mit Falten von Y/Project



Sie legt den Kopf schief. „Na ja, it's history. Here I am.“ Ihre Version des Klassikers „Saving All My Love For You“ jedenfalls brachte sie in die nächste Runde.

Sandy war 19 Jahre alt, sang „Bohemian Rhapsody“ und kam sofort eine Runde weiter. „Ich war total offen für das, was da kommen würde. Aber ich hatte keine wirkliche Vorstellung davon.“ Im Workshop war sie bei den Gesprächen mit den Juroren immer wieder verzweifelt und verunsichert, weinte bei jeder Entscheidung. „Ich kämpfe schon für das, was ich will. Trotzdem fand ich es immer wieder unglaublich, wenn ich weitergekommen bin.“

Es ist berührend, die Castings 20 Jahre später anzuschauen, vor dem Hintergrund der späteren Geschichte. Junge Frauen, mit Träumen so groß wie die weite Welt des Showgeschäfts – und mit ebenso großen Ängsten. Manche hatten das wundersame Funkeln in den Augen, das man niemandem beibringen kann. Sandy, wenn sie fast trotzig in die Kamera sagte: „Ich hab' nicht vor, mein Leben lang Verkäuferin zu sein.“ Oder Nadja, die nach einem besonders anstrengenden Workshop-Tag am Klavier stand, in Jogginghose, und Mariah Careys „Hero“ sang. Die anderen Teilnehmerinnen fingen zu weinen an, weil Nadjas Stimme sie so berührte. Auch Lucy hatte diese Präsenz. Sie betrat jeden Raum, als wäre sie die Herrscherin. Ihre roten Locken standen wild ab, sie schaute intensiv in die Kamera, spielte mit den Zuschauern, als wüsste sie genau, was da auf sie zukommt. „Ich war schon immer sehr selbstbewusst“, sagt sie heute. „Ich war bereit, alles dafür zu tun, auf die Bühne zu kommen.“

Als die No Angels gecastet waren, zogen sie in ein Haus, in dem sie rund um die Uhr von Kameras begleitet wurden. Im Fernsehen konnte man verfolgen, wie sie zum ersten Mal Songs aufnahmen, wie sie für ihre ersten Auftritte trainierten, wie sie abends gemeinsam kochten und Quatsch machten. Wie sie morgens nicht aus dem Bett kamen, weil sie so erschöpft waren davon, jeden Tag von Termin zu Termin, von Training zu Training zu hetzen und erst spät abends heimzukommen.

Und dann „Daylight in Your Eyes“. Was für ein Titel, was für ein Song, was für ein furioses Debüt der fünf „Mädels“, wie sie von Castern, Juroren, RTL2-Redakteurinnen, Tanztrainern und Moderatorinnen genannt wurden. Vor allem das Video, das sich hauptsächlich auf den Star-Appeal der Sängerinnen fokussiert, war ein Coup. Mit ziemlich viel silbernem Lidschatten stellten sie je ein Element dar: Die rothaarige Lucy war Feuer, die blonde Sandy war Wasser und Eis, Vanessa war Erde, Nadja Luft, und Jessica wurde zu „Spirit“, dem fünften Element.

Fortan taten sich in deutschen Wohnzimmern Mädchen zusammen, tanzten und sangen den Song nach, steckten das Shirt in den BH, um so bauchfrei zu performen wie ihre Idole. Für jedes Mädchen war ein Vorbild dabei, egal, welche Haut- oder Haarfarbe es hatte, egal, ob es laut oder lustig oder sanft oder ruhig war. Tausende junge Frauen wollten sich eine Reihe von Glitzersteinen auf die Augenlider kleben wie Sandy im Video, denn Strasssteine kamen nun nicht mehr nur auf die Kleidung,

sondern auch ins Gesicht und auf die Zähne. „Die blauen Strähnen und die blauen Kontaktlinsen waren meine Idee“, erzählt Sandy heute. Als ihr im Make-up ein einzelner Glitzerstein aufs Auge geklebt wurde, meinte sie: „Macht doch das ganze Lid! Das sieht doch cool aus!“ Am einfachsten zum Nachtanzen waren die Szenen, in denen die Engel verführerisch auf allen Vieren in die Kamera krochen und ihre Mähnen schüttelten, allen voran Nadja, deren Haare für das Video geglättet worden waren.

Mit „Daylight in Your Eyes“ wurden die No Angels endgültig zu Stars. Innerhalb von 24 Stunden verkaufte sich die Single mehr als 500.000 Mal – und war damit eine der am schnellsten verkauften Singles in der deutschen Musikgeschichte. In Deutschland, Österreich, der Schweiz und Brasilien wurde der Song die Nummer eins, in anderen europäischen Ländern kam er in die Top 10 und selbst in den USA auf Platz 36. Da das Video für den amerikanischen Markt als zu freizügig galt (heute kaum mehr vorstellbar), wurde eigens in Toronto ein neues Video gedreht.

Das Album „Elle'ments“, das im März 2001 erschien, erreichte ebenfalls die Spitze der Charts. Aber so richtig verstanden die No Angels nicht, dass sie wirklich Popstars geworden waren. „An einem Tag kennst dich dein Freundeskreis. Am nächsten Tag kennst dich ganz Deutschland“, sagt Jessica. „Ich habe es bis heute nicht richtig realisiert“, meint Nadja. „Das ging sehr schnell“, sagt Sandy. „Aber natürlich war es auch immer irgendwo ein Kampf. Was bedeutet das schon, groß zu sein? Ich habe mir gewünscht, akzeptiert zu werden, und damit erfolgreich zu sein. Wir waren mit vielen Vorurteilen konfrontiert.“

Aus heutiger Sicht fällt es auf: Sie wurden nicht immer ernst genommen, als „Retortenband“, als ein Produkt aus gnadenlos vermarktetem jungen Frauen abgestempelt. „Man hat einfach gemerkt, dass die Leute mit dem klar kommunizierten Casting nicht klarkamen“, sagt Sandy. „Dabei sind ja viele Bands gecastet, das wird nur nicht transparent gemacht.“ Es war neu, dass RTL2-Formate die Popkultur prägten. Immerhin war es eine Zeit, in der in öffentlich-rechtlichen Talkshows fast ausschließlich Männer miteinander stritten, in der das Literarische Quartett unter Marcel Reich-Ranicki noch gute Sendezeiten hatte, in der der Vocalcoach der No Angels beim Fernsehinterview an seinem Schreibtisch Zigarillo rauchte. Harald Schmidt empfing die No Angels mehrmals in seiner Show auf Sat.1 – und hätte sie offensichtlich gern dabei ertappt, wie sie nicht ganz so klug reden.

Sie engagiert sich für die Enttabuisierung von Aids und HIV-Erkrankungen, und sie macht sich dafür stark, dass schwarze Künstlerinnen wahrgenommen werden. Auch so lässt Nadja Benaissa ihre Geschichte hinter sich, die wahrlich nicht einfach war. Als sie mit 18 Jahren zum „Popstars“-Casting in Frankfurt ging, war sie kein unbeschriebenes Blatt mehr. In ihrer Autobiographie kann man nachlesen, dass sie zwischenzeitlich auf der Straße gelebt hatte. Nach dem erfolgreichen Casting brach sie die Abendschule ab, die sie als Klassenbeste besuchte. Im Jahr 2009 machte die Staatsanwaltschaft Darmstadt öffentlich, dass sie HIV-positiv war. 2010 wurde sie zu zwei Jahren Freiheitsstrafe auf Bewährung verurteilt, weil sie trotz der Erkrankung ungeschützten Geschlechtsverkehr gehabt haben soll. Diese schwierige Zeit hat Nadja hinter sich gelassen. Nach den No Angels zog sie sich zurück. „Als wir uns endgültig auflösten, war ich 28. Das war eine komische Zeit. Es war klar, dass ich eine Pause brauchte von der ganzen Öffentlichkeit und von der Musikwelt.“ Sie ging wieder zur Schule und holte das Abitur nach. „Es war schön, wieder zu lernen und andere Talente zu entdecken.“ Früher wollte sie Lehrerin werden, aber noch ein ganzes Studium war ihr zu lang. Sie machte eine Ausbildung zur Eventmanagerin, da konnte sie auch ihre Erfahrung aus der Welt der Popmusik einbringen. „Es war wirklich nicht klar, ob ich wieder singen würde. Ich wollte auch nicht mehr.“ Irgendwann kam sie wieder zur Musik, zufällig, wurde Mitglied eines Gospelchors. Als sie schließlich wieder auf der Bühne stand, überkam es sie. „Es war einfach so gewaltig. Die Stimmen, die Emotionen, die Spiritualität.“ Die Tränen liefen ihr auf der Bühne die Wangen herunter. „Stimmt! Da war ja was! Ich bin Sängerin. Das kann ich nicht amputieren.“ Vorher hatte sie sich nicht mehr ganz gefühlt.

Minikleid mit abstraktem Animal-Print von Versace (Vintage) über So Last Season, Medusa-Halskette von Versace, Fransenstiefel von Christian Louboutin

Nadja



Vanessa



Sie ist die Einzige, die nicht mitmacht bei der Neuaufgabe der Band – deshalb war Vany, wie sie immer genannt wurde, auch bei unserem Shooting nicht dabei. (Das Bild stammt von einem Auftritt der No Angels am 18. August 2001 auf dem Ringfest in Köln.) Als sie mit 21 Jahren für die Band gecastet wurde, fiel sie gleich auf mit ihrer Stimme, die an die damals populäre Sängerin Anastacia erinnerte. „Sie verkauft sich immer unter Wert“, sagte ihre Mitbewohnerin damals im Vorstellungsvideo. Tatsächlich studierte Vanessa da schon Publizistik und arbeitete als Synchronsprecherin – ihr Vater war der bekannte Synchronsprecher Thomas Petruo. Den Druck der Casting-Show schien sie mit Sätzen wie „Mal sehen, ob ich weiterkomme“ oder „Es war heute ganz lustig“ beiseite zu drücken. Dabei ist sie besonders talentiert – und besonders ehrgeizig. Später schrieb sie viele Songs der Gruppe selbst, mit einem besonderen Gespür für den Zeitgeist. 2005 veröffentlichte sie ein Soloalbum, das gute Kritiken bekam. Darin verarbeitete sie ihr Leben als Popstar, das zum Schluss von Schlafstörungen und Depressionen überschattet war. „Ich musste zwei Stunden, nachdem mein Großvater gestorben war, auf die Bühne, tanzen und lächeln“, sagte sie dem „Stern“ im Jahr 2005. „Ich habe mich irgendwann selbst verloren. Ich wurde von meinem eigenen Traum verschluckt.“ Wegen körperlicher Erschöpfung mehrerer Mitglieder hatten sich die No Angels schließlich 2003 getrennt. Nach der musikalischen machte Vanessa Petruo akademische Karriere: Sie studierte Psychologie, arbeitete in Berlin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, forschte am Universitätsklinikum Dresden und wurde dort mit einer Arbeit über neurophysiologische Grundlagen kognitiver Flexibilitätsprozesse mit magna cum laude promoviert. Heute arbeitet sie als Postdoc an der University of California. Mit Nadja verstand sie sich immer besonders gut. „Sie wollte nicht mehr in die Band“, sagt Nadja. „Ich finde das stark. Es gibt viel, was einen verführen könnte, das zu machen. Dann zu sagen: Das tut mir vielleicht nicht gut – das ist Selbstfürsorge, dafür braucht es auch Mut.“

Aber das war eben die Sache mit ihnen: Man konnte sie kaum blöd finden. Die No Angels waren eine Gruppe zum Schwärmen. Weil sie so nett und natürlich waren, offen, jung, unverstellt und talentiert. Mit fünf verschiedenen Haarfarben, fünf verschiedenen Stimmen, fünf verschiedenen Ansichten – Echtheit mal fünf. „Ich merk’s an mir selbst“, sagte Harald Schmidt in seinem ersten Interview mit der Gruppe. „Ihr werdet ein bisschen dagegen antreten müssen, dass man glaubt, ihr wärt unter Girlie-Gesichtspunkten zusammengenagelt worden.“ Vanessa lachte. Aber Lucy entgegnete ernst: „Das ist so. Das glauben viele.“

„Wir galten nicht als Künstlerinnen“, sagt Sandy. „Wir waren die Hupfdohlen, die auf der Bühne standen und gesagt bekamen, ob sie nach rechts oder nach links zu gehen haben.“ Tatsächlich setzte sich kaum ein seriöses Medium ernsthaft mit ihnen auseinander. In der Bravo standen sie jede Woche, in der Bild-Zeitung sowieso. Immer öfter ging es um ihr Privatleben. Die vielen Schlagzeilen, der unerwartete Erfolg, das hat sie überwältigt. „Viele Menschen haben sich damals mit uns identifiziert, haben uns auch als Freundinnen gesehen“, sagt Jessica. „Die haben natürlich einen ganz anderen Bezug zu uns gehabt als wir zu ihnen.“ Wenn ihr Fans um den Hals fallen wollten, wurde es Jessica schnell zu viel. „Ich konnte das überhaupt nicht einordnen, war wie versteinert.“ Sie ist froh, dass es damals keine sozialen Medien gab. „Das wäre too much gewesen.“

Die vielen Vorurteile und die sexistischen Stereotype waren schon genug. Vanessa schrieb einen Song darüber: „Something About Us“, im Jahr 2002. Reifer wirkten sie da, abgeklärter, sogar sarkastisch: „God, please help us, we are just five angels!“ Wieder ein Nummer-eins-Hit. „Für uns war dieses Statement total wichtig“, sagt Jessica. „Wir wollten zeigen: Wir wissen genau, was wir hier machen. Wir sind keine Dummmchen.“

Tatsächlich haben die No Angels von Anfang an mehr mitbestimmt, als die Allgemeinheit vermutete. Die Veröffentlichung von „Daylight“ und „Something About Us“ als jeweils erste Single erstritten sie selbst, als Gruppe. Zu fünft hatten sie bei den Produzenten angerufen. „Wir waren total aufgeregt, wie hatten Schiss“, sagt Jessica. Lucy führte das Wort. „Ich wollte gern Leader der Gruppe sein“, sagt sie heute. „Und dann haben wir gesagt: Dann machen wir das eben nicht“, erzählt Jessica. Später, bei der Tanzprobe für ihr erstes Musikvideo, sagte Tanzcoach Detlef D! Soost: „Kommt mal alle her.“ Er zeigte ihnen die neue Single – und es ertönte „Daylight in Your Eyes“. Die No Angels flippten aus, lagen sich weinend in den Armen. Die Plattenfirma hatte auf sie gehört.

Auch bei „Something About Us“ waren Management

und Plattenfirma unsicher. Popstars, die sich über die Medien beschwerten? Doch man hörte auf die Künstlerinnen, die ein gutes Gespür hatten und selbst wussten, was die Fans wollten: authentische Gedanken junger Frauen. Der Song wurde ein Hit – und löste eine Kontroverse aus.

Die No Angels waren kein One-Hit-Wonder. Das war vor allem: anstrengend. Wann sollten sie all das verarbeiten? Den Ruhm, den Erfolg, die Berühmtheit? An einen Moment erinnert sich Jessica noch genau, es war das erste Mal, dass sie von außen auf diese Glitzerwelt schauen konnte. Sie waren auf Tour, ihrer zweiten in zwei Jahren, und Jessica war schon schwanger. Bei den Choreographien mancher Songs konnte sie nicht mehr mittanzen und saß hinten in der Ecke der Bühne. „Ich hab’ gesehen, wie die Mädels abgegangen sind und getanzt haben. Und diese Massen von Menschen, die da standen und geschrien und mitgesungen haben. Das war unfassbar. Da konnte ich ganz kurz von außen mal gucken und dachte: Wow! Was geht denn hier ab?“

Es klingt vielleicht kitschig, aber die No Angels haben einen Zauber. Vor 20 Jahren fragten sich noch viele Menschen, woher dieser Zauber rühren mochte. Heute liegt er auf der Hand: Sie waren Vorreiterinnen für Diversity und Female Empowerment. Damals gab es kaum Künstlerinnen, die Mädchen und Frauen mit dunkler Haut zeigten: Auch du kannst es schaffen. Wie fühlte es sich an, ein Vorbild zu sein? „Diese Fragen wurden uns 2001 nicht gestellt“, sagt Nadja. Heute ist die Tochter eines Marokkaners und einer Deutsch-Serbin stolz darauf, ein Vorbild zu sein für junge Frauen mit Migrationshintergrund. „Für mich waren als Teenie Tic Tac Toe und Sabrina Setlur Identifikationsfiguren.“ Welche Rolle sie selbst spielte, ist ihr erst in den vergangenen Jahren klar geworden. „Weil ich nun so viel Feedback dazu bekomme. Es ist wichtig, dass wir in unserer Vielfalt sichtbar sind.“

Auch Lucy ist eine Pionierin. In der Popkultur ist lesbische Liebe noch stark unterrepräsentiert. Dabei hat sie sich in der Öffentlichkeit nie geoutet. „Ich musste mich nie irgendwo hinstellen und sagen: Ich bin Lucy, und ich bin lesbisch. Dafür bin ich dankbar.“ Auch sie nimmt die Vorbildfunktion an. „Aber ich hab’ es mir nicht ausgesucht.“ Sie wollte über die Musik, über ihre Leistung definiert werden. „Sexualität ist für mich eine Selbstverständlichkeit.“ Vielleicht kommt daher die Stärke, die sie ausstrahlt: Sie liebt die Bühne, die Aufmerksamkeit.

Die Engel stehen füreinander ein. So unterschiedlich sie auch sind, so einig waren sie sich in musikalischen Fragen. Während Casting-Formate wie „Germany’s Next Topmodel“ junge Frauen gegeneinander aufhetzen, lässt sich „Popstars“ beinahe als Parabel auf popkulturell

umgesetzten Mainstream-Feminismus lesen. Zwar wurde Nadja von der Jury nach ihrem Freund und den Umständen der Trennung gefragt, zwar fragte ein Kameramann Vanessa, ob sie sich „sexy genug“ fühle, zwar sollten sie beim Essen in einer Folge nicht zu sehr zulangen, der Figur zuliebe. Aber im Fokus stand Freundinnenschaft. Feministinnen trugen 2001 noch keine tief ausgeschnittenen Leopardenkleider und Glitzerlidschatten – die No Angels haben es möglich gemacht.

Ende 2002 ging Jessica in Babypause und kehrte vorerst nicht zur Band zurück. 2003 nahmen die anderen vier Engel ein weiteres Album auf, und im September 2003 verkündeten sie, dass die Band sich wegen körperlicher Erschöpfung mehrerer Bandmitglieder Ende des Jahres auflösen werde. Nach der ersten Trennung gab es immer wieder Versuche zurückzukommen. 2007 kündigten sie ein Comeback an, ohne Vanessa, die endgültig ausgestiegen war. 2008 sangen sie beim ESC und scheiterten.

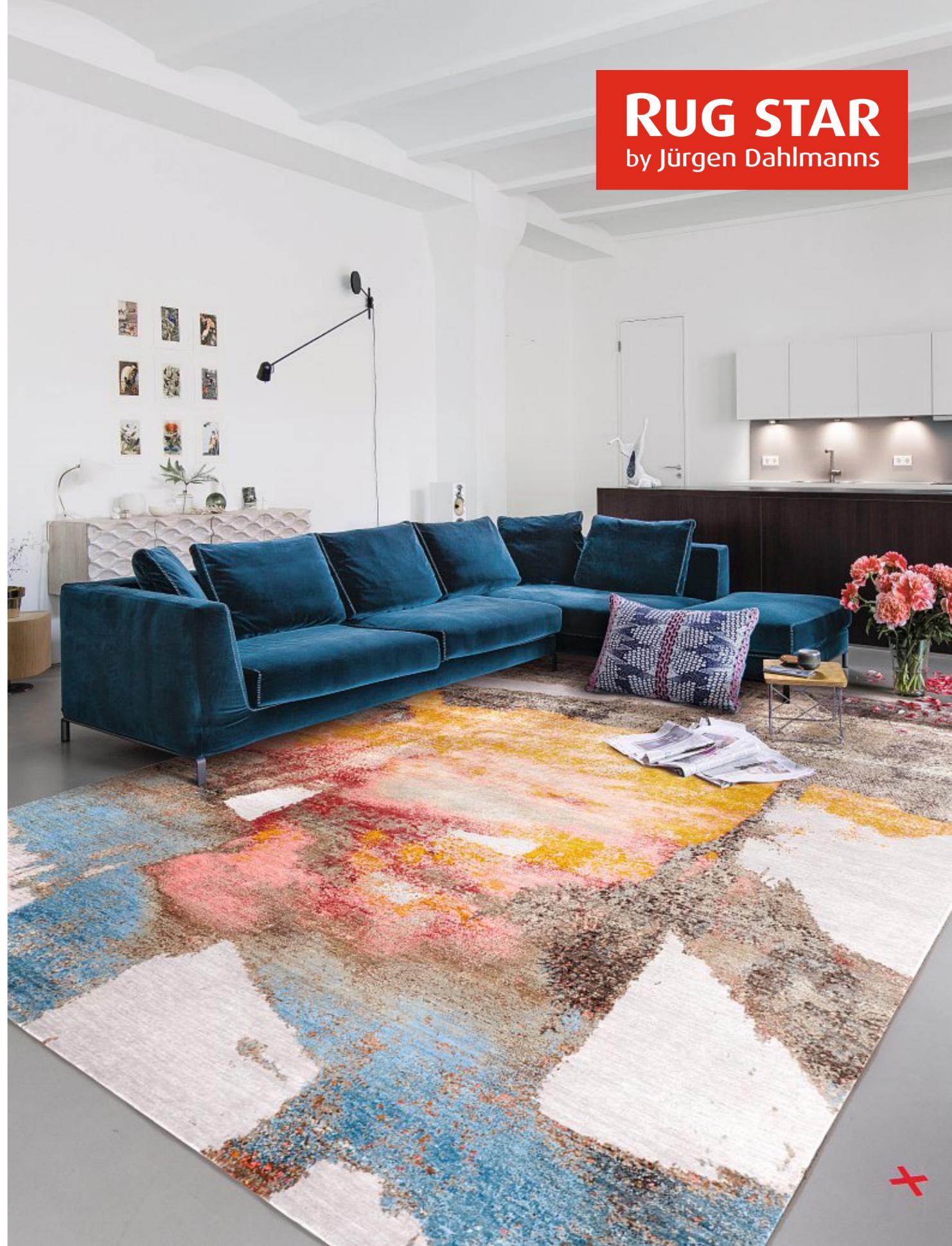
Das, was sie nun machen, 20 Jahre nach „Elle’ments“, ist kein Comeback. „Für mich ist das ganz klar ein Abschluss“, sagt Sandy. Sie feiern sich und ihre Fans ein letztes Mal, dafür haben sie außer den Neuaufnahmen ihrer großen Hits vier neue Songs aufgenommen.

Draußen auf dem Parkplatz stehen zwei Fans. Woher sie die Info hatten, dass die No Angels da sind, weiß niemand. Nadja gibt ihnen später Autogramme. An diesem heiligen Sonntag stehen jedenfalls irgendwann vier fertig gestylte Engel gemeinsam vor der Kamera. Das Team hat die Musik aufgedreht, so haben es sich die Sängerinnen gewünscht. Von weitem wirken sie nicht wie Popstars, eher wie Ikonen, sie haben die Hände in die Hüften gestemmt und schauen zum irdischen Volk herab.

So stehen sie da und sehen so stolz aus, dass man die Windmaschine gar nicht braucht – die Haare würden wahrscheinlich auch so sanft wehen, wie es sich für die Haare bedeutsamer Frauen eben gehört. In dem Moment beginnt ein neuer Song, eine Disconummer. Lucy und Sandy fangen sofort an, wild herumzutanzten, Jessica und Nadja fallen ein. Sie lachen laut und rufen dem Fotografen ein „Sorryyy“ zu – nur, um dann weiterzutanzten. So hätten sie es vor 20 Jahren wohl auch gemacht. Und so machen sie es heute noch immer. ◀

Visuelle Konzeption und Produktion: Leonie Volk **Make-up:** Isabel Maria Simoneth **Haare:** Maria Ehrlich mit Produkten von Oribe **Nägel (Lucy):** Camilla Volbert **Fotoassistenz:** Moritz Knierim **Styling- und Produktionsassistenz:** Anaïs Eleni Papafoti, Louisa Sophie Klementz **Retuschen:** Louisa Marie Nübel

FOTO: PICTURE-ALLIANCE



RUG STAR
by Jürgen Dahlmanns

Block Arizona No. 01

Original on LightGrey
hand-knotted Persian weave
60% wool 40% silk

RUG STAR
Rosa-Luxemburg-Str. 27
10178 Berlin
+ 49 (0)30 30 87 54 47
sales@rugstar.com
www.rugstar.com

RUG STAR by Kröll & Nill
Zeuggasse 9
86150 Augsburg
+49 (0)821 455 06 30
teppiche@kroell-nill.de
www.rugstar-augsburg.de

RUG STAR by Sorg Carpet
Am Schillerplatz 4
71522 Backnang
+49 (0)7191 911 2226
kontakt@sorgcarpet.de
www.rugstar-stuttgart.de

QUEEN OF LIKES

Von Jennifer Wiebking

Am 1. Juli wäre Prinzessin Diana 60 Jahre alt geworden. Ihr Leben berührt uns bis heute. Warum eigentlich?

Selbst in der bunten Bilderwelt auf Instagram ist sie die Königin der Herzen. Diana trägt zum Beispiel eine Radlerhose zum übergroßen Sweatshirt, kramt dabei in einer Gucci-Handtasche, den Autoschlüssel im Mund. 14.497 User haben das mit einem Herz kommentiert. Auch Dianas Diadem zum pinkfarbenen Ballkleid auf dem Account von @LadyDiRevengeLooks, zeitlich passend gepostet zum Harry-und-Meghan-Interview im Februar, kam gut an: 6685 Herzen. Auf dem Account wird sie natürlich auch für das Kleid gefeiert, das überhaupt als *revenge dress* in die Modegeschichte einging: hauteng, schwarz, schulterfrei, tiefes Dekolletée. Das Bild – bei @LadyDiRevengeLooks mit 2293 Herzen versehen – stammt ursprünglich von jenem Abend im Jahr 1991, an dem ihr ehemaliger Mann mit einem Interview seine neue alte Freundin vorstellen wollte und Diana mal eben mit entsprechendem Bildmaterial – und diesem Kleid – die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit für sich sicherte.

@LadyDiRevengeLooks mit 105.000 Abonnenten ist nur ein Beispiel und Instagram auch nur ein Kanal. Quer durch die sozialen Netzwerke kursieren Memes von der Frau, die zu einer Zeit starb, als die meisten Menschen weder ein Handy noch eine Mailadresse besaßen. Die Staffel 4 der Netflix-Serie „The Crown“ ist inoffiziell „die Diana-Staffel“ – und Prinz William hat angeblich schon gefordert, in der fünften Staffel auf Szenen mit seiner Mutter zu verzichten. Ein Film über sie mit Kristen Stewart ist in der Mache. Und nicht zuletzt nennen Modemacher die Prinzessin immer wieder als Inspiration. Das Potpourri aus kastigen Blazern, Schluppenkragen, Rüschenblusen, üppigen Abendkleidern, Baseballkappen, Logo-Sweatshirts und Radlerhosen sieht längst nicht mehr so aus wie eine einzige Stilsünde. Spätestens seit Alessandro Michele, Chefdesigner von Gucci, mit diesen Versatzstücken jongliert, ist ausgerechnet ihr Look Ausdruck maximaler Freiheit. Nicht umsonst widmet sich seit Anfang Juni eine Ausstellung der Londoner Historic Royal Palaces ihrem Stil: „Royal Style in the Making“ (bis 2. Januar 2022). Für das Museum ist es übrigens die zweite Schau innerhalb von drei Jahren über Prinzessin Diana.

In drei Wochen, am 1. Juli, wäre sie 60 Jahre alt geworden. Ein knappes Vierteljahrhundert nach ihrem Tod bleibt sie eine popkulturelle Instanz. Aber warum eigentlich?

Liegt es daran, dass sie nicht altern konnte? Die Huldigungen beziehen sich schließlich auf Bilder einer Frau in jungen Jahren. In einer Gesellschaft, die Jugend vergöttert, ist sie die ewig Junggebliebene. Unter den sogenannten Stil-Ikonen ist sie damit nicht die einzige: Auch Marilyn Monroe starb mit 36 Jahren. Amy Winehouse war 27, Peaches Geldof 25 Jahre alt. Und trotzdem werden roter Lippenstift und Bustier-Tops im Zusammenhang mit Marilyn Monroe nicht rauf und runter gefeiert. Erinnert sich beim

Anblick von rosafarbenen Ballerina-Schlappen wirklich noch jemand an Amy Winehouse? Und was zeichnete noch gleich Peaches Geldof aus?

Selbst die Generation Z der seit 1997 Geborenen hat eine konkrete Vorstellung vom Leben dieser Frau, die 1997 starb. Auch sie gehört in den Kreis der Influencerinnen von heute, zwischen lauter Zwanzigjährigen. Das dürfte auch daran liegen, dass sie einst von den Besten lernen konnte, der königlichen Familie. Diana mag sich vom Auftritt der Königin nicht allzu viel abgeschaut haben, aber schon die Kunst der mühelosen Selbstdarstellung muss man beherrschen. „Man muss mich gesehen haben, um es zu glauben“, sagte Königin Elisabeth II. einmal. Diana drehte das weiter und zog, damals ungewöhnlich, bei Terminen die Handschuhe aus, um haptisch und somit optisch umso mehr berühren zu können.

„Vor ihrer Verlobung wusste Lady Diana Spencer, wie sie damals hieß, nicht viel über die Bedeutung von Mode“, sagt Matthew Storey, Kurator der aktuellen Ausstellung der Historic Royal Palaces in London. „Sie kleidete sich einfach so wie alle anderen in ihrem sozialen Umfeld, im Stile der Sloane Ranger.“ Die Londoner Sloane Street, wo sich die junge Upper Class traf und dem Look den Namen gab, mag geographisch wie mental nicht allzu weit entfernt sein vom Buckingham Palace. Bei Hofe musste Diana sich trotzdem umstellen. Von nun an ging es um die Zustimmung eines ganzen Volkes. „Aber sie lernte das Regelwerk königlicher Mode schnell, und selbst wenn sie Fehler machte, hatte sie Spaß dabei.“

Die Freude an Mode ist ihr bis heute auf den Bildern zweifellos anzusehen, auch deshalb sind sie so erfolgreich im digitalen Zeitalter. Storey weist auch darauf hin, dass es nicht nur ein *revenge dress*, sondern auch ein *caring dress* gab, himmelblau mit bunten Blüten. Ihr Vertrauter, der Modedesigner David Sassoon, hatte es für sie entworfen. „Sie trug es regelmäßig, wenn sie Termine mit Kindern hatte, denn sie mochten die bunten Farben“, sagt der Kurator. „Es zeigt, dass sie sich viele Gedanken darüber machte, wie sie auf andere wirkt.“

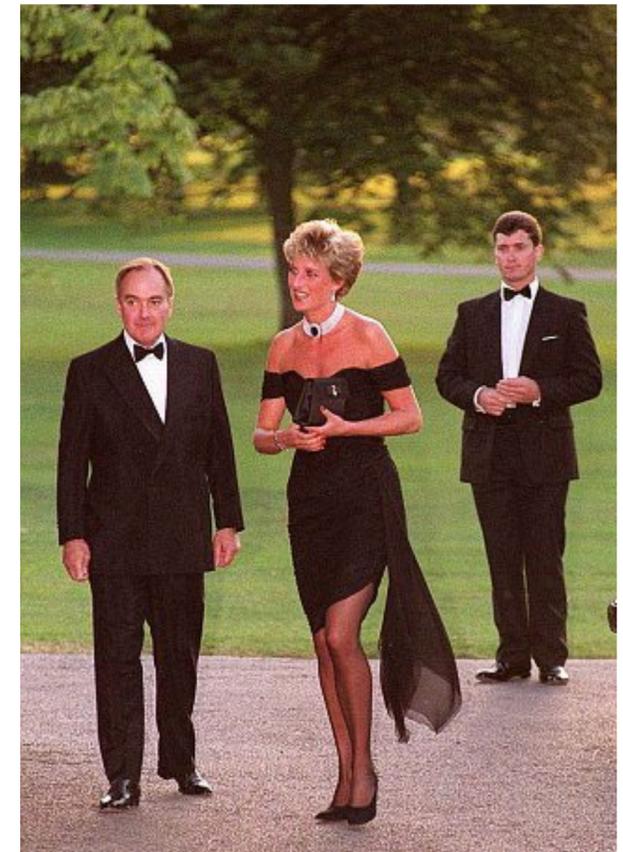
Natürlich ist das nur die eine Seite ihres Lebens in der Öffentlichkeit. Mit Diana traf ein zutiefst unsicherer Mensch auf Prinz Charles, der ihr nicht die Sicherheit und das Verständnis entgegenbrachte, die sie gebraucht hätte (legendär seine Antwort auf die Reporter-Frage „Ich vermure, Sie sind verliebt?“: „Was auch immer Verliebtsein bedeutet“). Für Diana war Mode also nicht nur Kommunikation mit ihrem Umfeld, die bedeutete auch Stabilität nach innen, ein Rüstzeug zunächst für die schüchterne, später für die von Bulimie, Traurigkeit und, wegen des Paparazzi-Aufhebens, auch von Panik gezeichnete Seele. Im Jahr 1985, auf Staatsbesuch in den Vereinigten Staaten, forderte John Travolta sie im Weißen Haus zum Tanz auf. Nicht zu irgendeinem Tanz: Die Band spielte Musik aus „Grease“ und „Saturday Night Fever“. Di trug schwarz, unüblich für Mitglieder des Königshauses und gerade deswegen typisch für sie. Pete Souza, der schon damals unter Ronald Reagan Präsidentenfotograf war, erinnert sich in „HRH“, einem Buch über royalen Stil von Elizabeth Holmes aus dem vergangenen Jahr, an den Abend: Die meisten Menschen, die derart in der Öffentlichkeit stünden, gewöhnten sich irgendwann an die Kameras, sie würden sie gar nicht mehr bemerken. „Aber bei ihr ist mir aufgefallen“, sagt Souza, „dass sie öfter in meine Richtung geschaut hat.“

Mit der Scheidung legte Diana ihre alten Kleider ab. Bei Christie's in New York wurden sie für einen guten Zweck versteigert, sechs Wochen vor ihrem Tod. Den Ort habe sie bewusst gewählt, wegen der wohlhabenden Klientel. Den Amerikanern, die dem Königshaus mit faszinierter Distanz begegnen, imponierte ihr Lebensweg besonders, so wie sie auch jetzt Harrys und Meghans Abkehr von der Krone stärker zustimmen als die Alte Welt. Und populärkulturelle Stimmung bildet sich bis heute maßgeblich dort. Auch mit Hilfe der Amerikaner ist aus Diana ein Mythos geworden, der durch die sozialen Medien wabert, durch Stilbücher, Filmszenen, Ausstellungen und die neuen Kollektionen von Designern.

Ihre Kinder arbeiten mit am Mythos. Auch deshalb berührt Dianas Schicksal bis heute mehr als das vieler anderer Ikonen, die früh gestorben sind: Sie war Mutter. Ihre Söhne halten flammende Reden auf sie, wie zuletzt vor ein paar Wochen, nach der Veröffentlichung des Untersuchungsberichtes über Martin Bashirs erschlichesenes BBC-Interview. Und auch ihre Schwiegertöchter bedienen sich hier und da an ihrem modischen Erbe, zitieren ihre Outfits, tragen ihren Schmuck. Wenn Kate heute den Verlobungsring trägt, den Charles einst Diana schenkte, dann ist das auch jedes Mal eine Erinnerung an sie. An die junge Frau, die mit diesem Saphirstein am Finger geradewegs in ihr Unglück rannte – und an das, was sie trotz allem erreicht hat.



Ihre Outfits (im Uhrzeigersinn von links oben) bleiben ikonisch: Diana im Pullover mit Schafen 1983; im Jahr 1981, frisch verlobt mit Prinz Charles, wurde sie der Öffentlichkeit mit einem ähnlichen Modell bekannt. Im *revenge dress* 1991 und im selben Jahr in São Paulo im *caring dress*. Ein Paparazzi-Bild von Diana im athletischen Outfit, für das sie heute als feministische Ikone bei Instagram gefeiert wird, entstanden kurz nach einem Besuch an der Northwestern University 1996. Mit Baseballkappe und Jeans im Jahr 1988. Offizieller und lieblicher mit Hut und in Pastellönen. Beim Tanz mit John Travolta im Weißen Haus 1985.



NEU AM SEE Von Celina Plag

Roland Mary, den viele nur als Betreiber des „Borchardt“ kennen, eröffnet das neu gebaute „Café am Neuen See“ im Berliner Tiergarten. Es wird nicht nur Pizza geben.

Wenn man auf der Bierbank sitzt, die provisorisch vor dem „Café am Neuen See“ steht, hört man leises Hämmern und Bohren. Noch sind die Bauarbeiten in dem Landhaus- und Biergarten-Klassiker im Berliner Tiergarten nicht ganz abgeschlossen. Dieser Tage wird wiedereröffnet, nach vierjähriger Bauphase. Roland Mary, der Betreiber, erzählt auf der Bierbank, wie sie in einem gewaltigen Akt die zwei alten Schutzbunker, die zuvor auf dem Gelände standen, wegsprengen ließen, bei laufendem Restaurantbetrieb. Gäste und Mitarbeiter mussten dafür kurz das Café verlassen. Dann habe es einmal „buff“ gemacht, es gab eine Staubwolke, und

heißt, ist das „Café am Neuen See“ im Westen der Biergarten der Hauptstadt. Seit 1994 ist das Café in Marys Besitz, den Vorläufer gab es schon seit 1896. Nach dem Zweiten Weltkrieg baute man am Neuen See „aus Müll, der dort rumlag“, so Mary, das Café, wie man es in den vergangenen Jahrzehnten kannte: einen Flachbau zwischen zwei Hochbunkern mit angeschlossenen Biergarten am pittoresken Ufer.

Bekannt ist das Café seit vielen Jahren für die Pizza. Sie ist, wie das Schnitzel im „Borchardt“, hauchdünn, wie Mary sagt. Das ist eigentlich auch der Hauptgrund für die Neubearbeiten in den vergangenen Jahren. Schuld daran waren nämlich die alten Bunker. Von deren je 250 Quadratmetern Fläche konnten wegen der meterdicken Betonwände nur je 15 Quadratmeter genutzt werden. Die Idee mit der raumsparenden Pizza entwickelte Mary aus Platzmangel. Die Pizza ist zu Recht beliebt. Sie ist allerdings auch nicht das Filetstück, das man sich für die Küche des Cafés im Zentrum der Hauptstadt vielleicht wünschen würde. So entschloss sich Mary vor einigen Jahren, die Bunker zugunsten eines Neubaus zu sprengen.

Das war juristisch machbar, aber teuer. Mit Hilfe des Berliner Architekturbüros Patzschke & Partner ist auf der Fläche seit 2017 ein Gebäude-Ensemble entstanden, das die alte Form wieder aufgreift, und zwar so klimafreundlich wie möglich. Die zum See hin fast vollständig verglaste scheunenähnliche Speisehalle mit Holzbalken und Kamin, in der Mary sogar alte Steine des Berliner Olympiastadions hat verbauen lassen, bietet jetzt genügend Platz für eine offene Küche. Die Karte rund

um saisonale Landhausgerichte wird mit urbanem Einschlag erweitert. Die Pizza wird bleiben, vor allem im Biergarten, dazu kommt viel Frisches aus der Region.

Zum Frühstück oder zum Brunch gibt es „Happy Eggs“, Bio-Eier und Dinkel-Natursauerteigbrot aus dem eigenen Hofladen, etwa als Omelette mit Lachsschmand. Aber auch „Overnight Oats“, eine Art Bircher-Müsli für Hipster aus Mandelmilch, Safran, Zimt, Haferflocken, Bio-Nüssen und Beeren. Mit Ceviche, Poké- und Kale-Bowls sowie mit Fisch- und Fleischklassikern wie einer Dorade oder einem Tomahawk-Steak spricht das Café zu Lunch- und Dinnerzeit verschiedene Geschmäcker an.

Zu Marys Gastro-Imperium gehört ein Gut in Mecklenburg, wo neben Gänsen auch pommersche Rauhaarschafe gezüchtet werden. Von dort kommen einige der Zutaten. Mary selbst hat als junger Mann mal auf einem Bauernhof gelebt,

aber dort habe er „nur gekiffert und Musik gemacht“. Sein Interesse an Zucht und Anbau wuchs erst mit dem Einstieg in die Gastronomie. In seinen frühen Jahren im Restaurant-Business sei es noch schwierig gewesen, gute Produkte aus der Region zu beziehen. Mittlerweile ist er glücklich über das Niveau, das die Landwirtschaft um Berlin erreicht hat.

Café-Restaurant und Biergarten mit vielen Plätzen draußen – das passt zur Corona-Zeit. Draußen wird es ein Häuschen geben nur für Spritz-Variationen, auch mit alkoholfreien Varianten. Damit stellt er sich auf den Trend zum *sober lifestyle* ein. Neben bayerischem Bier gibt es auch selbstgemachte Limo aus dem Hahn.

Die Freude darüber, wieder öffnen zu können, merkt man dem Gastronomen an. Lange lebte Roland Mary im Kommunikationsüberschuss. Die Ruhezeit tat ihm anfangs gut. Das oberflächliche Quatschen, das er – „als Sternzeichen Wassermann“ – an der Gastronomie so liebt, habe ihm dann aber doch gefehlt. „Als Gastronom muss man die Zusammenkunft von Menschen lieben, Menschen nicht unbedingt.“

Im „Café am Neuen See“ muss man sich über einen Mangel an Zusammenkunft nicht sorgen. Das Publikum ist vielleicht weniger promilastig als im „Borchardt“, aber ebenfalls wild durchmischt. „In Münchens Biergärten sitzen die Großkopferten neben den Sozialhilfeempfängern“, sagt Mary. „Berlin hat zwar keine Großkopferten, zu uns kommen aber einfach alle.“ Angst davor, dass dies nur ein Ort für die bessere Gesellschaft wird, muss man also nicht haben. Schon eher davor, was Mary mit Gästen macht, die sich nicht benehmen können: „Die werden erschossen.“

Roland Mary kokettiert gern mit militärischer Unkorrektheit. Die Bunker hätte er „notfalls mit Atombomben weggesprengt“. Kellner in Sternerestaurants stünden mit Weinflaschen „wie Schießhunde“ neben den Gästen. Sein Bombenhumor passt nicht so recht zu seiner Vergangenheit im Anti-Establishment. Vielleicht ist es ein Überbleibsel aus der Zeit, als Küchen militärischer organisiert waren als heute. Im „Borchardt“ ist das nur ein paar Jahre her. Da gab es einmal einen Koch, der für sein Talent wie für seine Ausraster berüchtigt war. Er steckte einen Lehrling, der seiner Meinung nach etwas falsch gemacht hatte, einfach in eine Mülltonne.

Obwohl sich am rauen Ton und am Umgang in Restaurantküchen inzwischen viel geändert hat, schreibt Mary vieles von dem toxischen Druck, der Köche nach wie vor zum Überkochen bringt, den hohen Anforderungen der Spitzenküche zu. „Der Stress entsteht durch den Willen zur Perfektion“, sagt er. „Und der herrscht insbesondere in der Sternküche, wo extrem hohe Leistung gefordert wird.“

Roland Mary bleibt mit seinen Restaurants, auch dem Café, lieber bodenständig. Das Schnitzel im „Borchardt“ sei geschmacklich eine Sieben von Zehn. „Ich sage meinen Leuten immer: Besser, wir kochen dauerhaft eine Sieben als einmal Zehn und einmal Sechs. Qualität hat mit einer Erwartungshaltung zu tun. Kontinuität ist daher wichtig.“ Und wenn doch mal eine Zehn rauskommt? „Dann schmeißen wir alles weg“, sagt er und lacht. Man ist sich nicht ganz sicher, ob das als Witz gemeint war. ◀

GLASKLAR GESCHMEIDIG

Von Claus Eckert (Text und Fotos)

Ein asiatischer Glasnudelsalat ist nicht nur ästhetisch, sondern auch praktisch: Zum Picknicken kann man ihn sogar einpacken.



Es sollte hier um eine Nudel gehen, aber der Star des Rezepts ist die Fischsauce. Seit meiner Kindheit, als in den siebziger Jahren chinesische Restaurants mit Pagoden, Drachen und großen Aquarien immer mehr in Mode kamen, begeistern mich Glasnudeln. Kaum ein fernöstliches Rezept, das sie nicht mit ihrer ästhetischen Transparenz und Geschmeidigkeit bereichern könnten. Letztlich liegt es an der Schlichtheit, bestehen sie doch nur aus Wasser und Stärke, oft gewonnen aus Mungbohnen. So werden sie ein idealer Geschmacksträger der Saucen, Gewürze und Kräuter, die sie umgeben, und erschaffen ein einzigartiges Mundgefühl.

Wie immer in der Küche kommt es auf die Qualität der Zutaten an, und bei diesem Salat steht die Fischsauce im Mittelpunkt. Besorgen Sie sich in einem Asia-Laden die beste und teuerste Fischsauce. Ein Qualitätsmerkmal ist die Angabe des Nitrogengehalts in „Grad“: ° N. Der Wert gibt Aufschluss über den Proteingehalt. Einfache Saucen verzichten auf diese Angabe, bessere gehen bis 40 ° N – die Spitzenqualität entsteht aus der langen Fer-

mentierung bester Anchovis und Meersalz in Holzfässern. Diese hochkomplexe Sauce, die, wie mir eine vietnamesische Freundin versicherte, auch die Sojasauce erübrigt, kann nicht nur in der asiatischen Küche verwendet werden. Experimentieren Sie tropfenweise bei allen möglichen Gerichten, denen Sie den Kick der fünften Geschmacksrichtung geben möchten.

DAS REZEPT

Braten Sie 200 g Schweinehack (natürlich Bio-Qualität) mit einer fein gehackten Zwiebel und einem 2-3 cm großen Stück geriebenem Ingwer scharf und krümelig in Sesamol an und schalten den Herd ab. Geben Sie dem Hack eine Marinade aus 50 ml bester Fischsauce, 50 ml warmem Wasser, 2 TL braunem Zucker, dem Saft einer Limette



Was dazu gehört: Limettenzesten und ein getrockneter Mu-Err-Pilz. Unten die Schale mit der Fischsauce-Marinade.

und einer in Scheibchen geschnittenen roten Chilischote zu, verrühren das Ganze und stellen die Mischung beiseite. Es darf hier gerne scharf und pikant zugehen, da die Marinade letztlich das ganze Volumen des Gerichts würzen soll.

Weichen Sie 20 g getrocknete Pilze (Mu-Err/Black Fungus) in kochendem Wasser ein. Manche Sorten müssen zur Sicherheit noch einige Minuten gekocht werden, siehe Packung. Anschließend schneiden Sie die Pilze in feine Streifen.

Überbrühen Sie 100 g Glasnudeln mit kochendem Wasser, so dass sie gut bedeckt sind, und lassen Sie die Nudeln einige Minuten ziehen. Kürzen Sie die Nudeln nach dem Abgießen mit 3-4 Schnitten kreuz und quer mit der Küchenschere.

Schneiden Sie eine Möhre und 3-4 Lauchzwiebeln in feine Stifte, und stellen Sie sie mit einigen gehackten Korianderstengeln bereit.

Nun, da alle Zutaten vorbereitet sind, füllen Sie Portionsschälchen für die Gäste mit einer Lage Glasnudeln, geben von der Hackfleisch-Marinadenmischung darüber und garnieren mit dem kleingeschnittenen Gemüse, Pilzen und Koriander. Geben Sie bei Bedarf knackige Sojasprossen oder Streifen von Wasserkastanien (aus der Dose) dazu. Das Ganze können Sie mit geröstetem Sesam, Erdnüssen oder kross gebratenen Zwiebeln toppen. Und noch ein paar frische Spritzer Limettensaft darüber.

Soll es ein schlichterer Salat als Beilage sein, verzichten Sie auf das Fleisch, erhöhen Sie den Gemüseanteil, oder variieren Sie mit angebratenem Tofu oder Garnelen, die Sie mit der Fischsauce-Limettenmischung marinieren. Geben Sie in diesem Fall je 1 TL gehackten Ingwer und Knoblauch dazu.

Ihrer Phantasie sind bei den Zutaten keine Grenzen gesetzt!

Wenn Sie das Ganze als Fingerfood mit zum Picknick nehmen möchten, mischen Sie alle Zutaten, hacken Sie sie mit einem großem Messer mittelfein, und wickeln Sie die Masse als Füllung in eingeweichte Reispapierblätter, die Sie an den Enden zufalten. So erhalten Sie „Sommerrollen“, die man aus der Hand essen kann. Nehmen Sie dann aber auch eine süß-scharfe Sauce oder ein Gläschen der Marinade als Dip mit. Noch ein Tipp: Keine Zitrusfrucht aus biologischem Anbau geht durch meine Küche, ohne dass ich die Schale abreibe oder mit einem Zestenreißer abziehe. Das wird mit Sicherheit ein weiteres i-Tüpfelchen für die nächste Marinade, eine Sauce oder ein Gebäck.

Das Rezept ergibt eine kleine Mahlzeit für vier Personen.

// „Als Gastronom muss man die Zusammenkunft von Menschen lieben. Menschen nicht unbedingt.“
//



Roland Mary, der aus dem Saarland stammt und in Berlin zum Groß-Gastronomen wurde, hat jetzt das „C.a.N.S.“ erneuert. Das Café zwischen Siegestraße und Zoologischem Garten soll wieder zum Treffpunkt im Tiergarten werden.

anschließend konnte jeder wieder an seinen Platz. „War lustig.“

Roland Mary, gelernter Augenoptiker und begabter Anekdotenerzähler, war schon Off-Theater-Schauspieler, Weltreisender, Musiker – und Lebermann sowieso. Seit den Neunzigern ist er eine der Schlüsselfiguren der Berliner Gastronomieszene, leidenschaftlich und durchsetzungsstark. Eine Bunkersprengung als Spektakel in einen gastronomischen Besuch zu integrieren, fasst seine Art, Gastronomie zu machen, gut zusammen: Bei einem Besuch in einem seiner Restaurants kann wirklich alles passieren, gerade darin liegt der Reiz – so ist das auch im „Borchardt“, dem Promi-Restaurant an der Französischen Straße, seinem kulinarischen Flaggschiff. Da sieht man Politiker, Medienmenschen, Schickeria, schräge Vögel, stinknormale Berliner und echte Stars. Wenn das „Borchardt“ im Osten die „Kantine der Republik“ ist, wie es immer

„Am Ende stehe ich alleine vor der Klasse“



Was sagt man seinen Schülern, wenn der Staat zusammenbricht? Was macht man, wenn man die Schüler in der Pandemie nicht einmal mehr sieht? Fragen an Grundschullehrer Holger Wustmann, der seine erste Klasse 1989 durch die Wende führte und nun wieder Grundschüler durch Zeiten der Unruhe begleitet.

Interview Matthias Wyssuwa
Fotos Daniel Pilar

Herr Wustmann, wie war Ihr Schultag?

Sehr angenehm, erste bis vierte Stunde Notbetreuung mit den zehn bis elf Schülern meiner zweiten Klasse, die immer kommen. In zwei der Stunden gab es auch eine Videokonferenz mit den Kindern, die zu Hause sitzen, auch wenn da leider nicht immer alle dabei sind.

Was heißt Notbetreuung bei Ihnen?

Notbetreuung heißt eigentlich, wir beaufsichtigen die Kinder und geben ihnen Aufgaben. In Wahrheit aber machen wir einen oftmals besseren Unterricht als unter normalen Umständen, weil weniger Kinder da sind. Man ist schließlich Grundschullehrer und hat einen Anspruch an sich und sitzt nicht nur daneben.

Sie sind seit mehr als 30 Jahren Grundschullehrer in Neubrandenburg in Mecklenburg. Ich war in der ersten Klasse, die Sie als Klassenlehrer übernommen haben, das war 1989. Lange her, und Sie wussten trotzdem, wer ich bin, als ich Sie um dieses Gespräch gebeten habe? Sofort.

Wie konnten Sie sich das merken?

Das ist Lehrern vielleicht eigen. Man merkt sich vielleicht nicht jeden aus jeder Klasse, aber einige schon. Und du hast zu denen gehört, die ich mir gemerkt habe.

Kurz nach meiner Einschulung fiel die Mauer, und alles wurde anders. Jetzt erleben wir eine Zeit, in der auf ganz andere Art und Weise vieles ins Wanken geraten ist. Sie haben zu Beginn Ihrer Karriere als Grundschullehrer junge Schüler durch eine Zeit der Unsicherheit geführt und nun wieder. Wie macht man das?

Man macht erst mal äußerlich gefasst weiter. Das sind ja zwei sehr unterschiedliche Zeiten der Unruhe, über die wir sprechen. Wenn man an damals denkt, da ist ein ganzer Staat untergegangen, man hat gesehen, wie links und rechts Leute arbeitslos wurden, Kollegen sind entlassen worden. Das ist heute etwas ganz anderes. Es ist kein gesellschaftlicher Umbruch, aber schulisch dafür umso mehr. Da hat sich in wenigen Monaten fast alles geändert.



Wie haben Sie sich auf den ersten Schultag nach dem Fall der Mauer vorbereitet?

Das kann ich so genau gar nicht sagen. Wahrscheinlich habe ich meinen Unterricht so vorbereitet, wie es ohnehin geplant war. Es ging ja weiter.

Was hat sich als Erstes geändert in der Schule?

Da war die Sache mit den Samstagen. Es war ja nicht so, dass wir völlig überrascht wurden. Es gab einen Vorlauf, die Leute wurden unzufriedener. Es gab Demonstrationen, auch hier in Neubrandenburg auf dem Marktplatz. Nach einer Dienstberatung bin auch ich mit Lehrern einmal dort hingegangen, aber das war schon weit nach den großen Demonstrationen in Leipzig. Alle haben gespürt, da passiert etwas. Dann ging die Mauer auf, wir haben sprachlos zugeguckt, alle waren neugierig. Und dann waren samstags viele Kinder nicht mehr in der Schule.

Denn wir hatten natürlich noch samstags Unterricht...

Ja, aber nach dem Fall der Mauer nicht mehr lange. Immer mehr Eltern fuhren am Samstag in den Westen, um ihr Begrüßungsgeld abzuholen oder Verwandte zu besuchen. Die Kinder waren einfach nicht mehr da. Nach ein paar Monaten wurde der Samstagsunterricht gestrichen. Das war alles noch sehr aufregend. Die Ängste kamen später. Aber es war schon klar, dass hier gerade ein Staat zusammenbricht. Man hat versucht, den Kindern Struktur zu geben, das Beste rauszuholen. Wir haben den Beruf weitergemacht. Auch am Samstag.

Wie kam die Aktualität der Außenwelt in den Unterricht?

Die Kinder hatten zum Beispiel auf einmal andere Uhren,

„So eine kleine heile Welt, die wollen wir in der Grundschule schon schaffen“: Kaum war Holger Wustmann, geboren im August 1966 in der DDR, nach den Sommerferien 1989 erstmals Klassenlehrer einer ersten Klasse in Neubrandenburg geworden, veränderte sich alles. Heute unterrichtet er an der Grundschule Süd.

Quarz-Uhren, wer hatte denn so etwas? Oder sie haben mal neue Kassettenrekorder mitgebracht oder Früchte, die es sonst nicht gab. Die Kinder haben gespürt, dass die Erwachsenen anders ticken. Und dann fielen ja auch bald die Pionernachmittage weg.

Wir waren die letzte Generation Jungpioniere in der DDR. Ja, ihr wurdet noch Pioniere.

Wie haben Sie uns das erklärt?

Es brach einfach alles weg, die Jugendorganisation FDJ und damit die ganze Pionierorganisation waren nicht mehr da, es war vorbei. Ich habe noch gesagt, hebt euch eure Pionier-Halstücher gut auf, aber das war es dann. Da gab es nicht viel drüber zu reden oder zu erklären. Es strömte auf alle so viel ein, wir wussten ja nicht, was daraus wird. Bleiben wir im Schuldienst, wie werden die Schulen künftig aussehen? In den nächsten Jahren sollten aus den 16 staatlichen Grundschulen sechs werden, von etwa 90.000 Einwohnern in Neubrandenburg blieben nur 63.000, und aus einer der jüngsten Städte der DDR wurde eine alte. Das wussten wir alles damals noch nicht. Also haben wir im Unterricht erst mal weitergemacht.

Das ging so einfach?

Wohl eher nicht, aber die Fächer blieben gleich. Die Elemente aus der DDR, die klar ideologisch waren, habe ich weggeschnitten, das war wie eine Schere im Kopf. Was anderes blieb uns ja gar nicht übrig.

Was hat man da weggeschnitten?

Wenn du in ein altes Schulbuch schaust, wirst du Soldaten sehen, Genossenschaftsbauern, Werk tätige aus volkseigenen Betrieben oder eben Pioniere. Selbst in deiner Fibel gab es schon DDR-Fähnchen, Pionierwimpel. Die haben wir dann einfach übergangen. Es gab Sachen, bei denen wir gesagt haben, das lassen wir jetzt mal weg. Und dann habe ich euch trotzdem mit der Fibel Lesen beigebracht.

Das war alles?

Am auffälligsten war sicher das mit den Pionernachmittagen. Die hatte es sonst alle zwei Wochen gegeben, und da waren immer Themen gesetzt wie Sozialismus, Sieg der Arbeiterklasse, Sowjetunion, auch schon bei den Kleinen. Da kam es dann sehr auf den Lehrer an, was er daraus gemacht hat. Als glühender Parteianhänger, der jahrzehntlang Lehrer war, ist man damit sicher anders umgegangen als ich als Berufsanfänger.

Wie haben Sie den Umbruch im Kollegium wahrgenommen, auch bei den Kollegen, die seit Jahrzehnten dabei waren?

Du hattest in deinen ersten vier Schuljahren vier verschiedene Schulleiter. Die meisten Lehrer haben aber eine gewisse Erleichterung verspürt. Man hat schon mitbekommen, dass viele Kollegen zumindest diesen Teil in der Schule nicht so gemocht haben. Sie sind ja Lehrer geworden, weil sie mit Kindern arbeiten wollten. Im Studium wurde zwar als oberstes Motto ausgegeben, dass es unser Ziel sein müsse, die allseitig gebildete sozialistische Persönlichkeit herauszubilden. Ich habe aber kaum einen kennengelernt in meiner Generation, der das als Berufswunsch angegeben hat. Das war nicht so in den Köpfen drin. Man wollte mit Kindern arbeiten, ihnen etwas beibringen. Die meisten aus meinen Jahrgängen sind deshalb nach 1989 auch als Lehrer dageblieben. Wenn man nicht entlassen wurde, weil man Funktionen in der SED oder Kontakt zur Stasi hatte.

Hatten Sie das auch im Kollegium?

Ja, so etwas gab es auch.



„Neu war für euch ohnehin alles“: Die erste Klasse, die Holger Wustmann (links) als Klassenlehrer übernahm, wurde als letzte noch zu Pionieren gemacht. Mit dabei war unser Autor Matthias Wyssuwa (obere Reihe ganz links). Die Pioniernachmittage gab es aber bald nicht mehr, wie auch den Schulunterricht an Samstagen.

Hatten Sie vorher vermutet, wer es war?

Nein, und offiziell weiß ich es bis heute noch nicht, die Kollegen waren dann einfach irgendwann weg. Es gab auch Kollegen, die ganz schnell ihre Fühler Richtung Westen ausgestreckt hatten und ebenfalls bald nicht mehr da waren.

Die Grundschule wird gern als Schule der Demokratie bezeichnet. Das scheint doch dem Ziel der Grundschule in der DDR zu widersprechen – ist das so einfach gewesen weiterzumachen?

Wir haben in der Grundschule doch täglich den Auftrag, die Kinder zu bilden und zu erziehen. Das war damals nicht anders. Dann geht es vor allem darum, welche Schwerpunkte man setzt, und das hat viel mit den handelnden Personen zu tun, vom Lehrer bis zu den Eltern. Aber der Grundsatz galt auch damals, und zumindest im kleinen Rahmen wurde ein demokratisches Verständnis vorgelebt, also im Klassenzimmer. Damals gab es den eher autoritär agierenden Gruppenratsvorsitzenden, heute den Klassensprecher. Natürlich muss man klar sehen, dass früher von oben jedes Jahr ein politisches Ziel der Genossen kam, das überall hineingesickert ist, bis in die Schulmaterialien. Aber man kann auch nicht behaupten, dass damals die Dinge völlig anders gelaufen wären als heute in der Grundschule. Erst mal: lesen, schreiben, rechnen lernen. Dann Sport dazu, Kunst, Musik, Werken, Sachkunde. Und ein bisschen Stabilität. Das ist ein Gesamtpaket.

Hatten Sie Angst um Ihre Arbeit?

Das hatten alle ein bisschen. Aber ich war neu und hatte keine Leichen im Keller. Verheiratet, ein Kind, da hatte ich gute Aussichten. Aber links und rechts fielen auch mal Leute um. Da war ich froh, als ich den neuen Arbeitsvertrag in der Hand hatte.

Haben Sie in der Pandemie Angst um Ihre Gesundheit gehabt?

Nicht wirklich. Wenn ich draußen bin, ist das anders, da habe ich schon mal gezuckt, wenn jemand vorbeigejoggt ist und geschnauft hat. Aber hier im Klassenraum vergesse ich das. Wir lüften, wir testen, alle tragen Masken. Im Lehrerzimmer ist das wieder was anderes, wir hatten Corona-Fälle.

Der Klassenraum funktioniert für Sie auch als Schutzraum? Zumindest kann man nicht vor die Klasse treten und Angst haben, entlassen zu werden, oder jetzt denken, ich könnte mich mit Corona bei den Kindern anstecken. Das gilt zumindest für mich. Bei älteren oder kranken Kollegen ist das sicher anders gewesen in den vergangenen Monaten.

Was mussten Sie wieder neu lernen nach dem Studium und in der BRD?

Ich bin jetzt mehr als 30 Jahre im Schuldienst und muss sagen, dass das Rüstzeug aus der DDR nicht das schlechteste war. Auch wenn die Ausbildung recht kurz war und verschult, hat sie mich am Ende auf genau einen Job vorbereitet: den des Grundschullehrers. Nicht viel links, nicht viel rechts, darauf waren wir getrimmt, inhaltlich, methodisch. Dann kam die neue Zeit, ich war vorher für den Schulgarten zuständig, das gab es nicht mehr. Also

habe ich Englisch dazu studiert. Ich habe immer weitergelernt, auch methodisch vor allem. Damals gab es viel mehr Frontalunterricht, heute viel mehr selbständiges Arbeiten in Gruppen. Ich war auch mal Schulleiter, dann wurde die Schule geschlossen. Die Schule, in der ich diese Klasse unterrichtet habe, steht gar nicht mehr. Würde abgerissen, da ist jetzt ein Supermarkt.

Grundschullehrer bekommen viel von den Familien ihrer Schüler mit. Was haben Sie damals mitbekommen und was heute?

Damals habe ich schon mehr mitbekommen, es gab ja noch die Lehrerbesuche in den Familien. Heute mache ich die Gespräche in der Schule, eine halbe Stunde pro Kind. Zu DDR-Zeiten bin ich in die Wohnung gegangen und konnte sehen, ob der Papa trinkt oder alles doch sauberer ist, als getuschelt wurde. Ich habe bei den Besuchen nur gute Erlebnisse gehabt. Die Kinder haben mir stolz ihren Schreibtisch gezeigt, wo ihre Schultüte steht oder der Bruder schläft. Die Eltern wollten auch was darstellen, da habe ich Kaffee bekommen, Kuchen, auch mal einen Schnaps. Da hat man tief in die Familien geguckt.

Auch wenn es schlecht lief?

Ich kannte die Berufe der Eltern, und ich wusste, wenn Entlassungen anstanden oder die Sorgen groß waren. Das weiß ich heute oft nicht mehr. Nur wenn die Kinder es mal erzählen oder in den Monaten der Pandemie, wenn etwas nicht klappt beim Unterricht zu Hause. Wenn die Eltern keinen Computer haben, nichts ausdrucken können, Hartz IV.

Was haben Sie damals mit dem Wissen gemacht?

Wir saßen alle in einem Boot, es gab da eine gewisse Anteilnahme. Die Eltern haben auch gefragt, wie sie uns als Schule helfen können. Und ich habe zugehört. Da gab es die Eltern in der Wäscherei, im Reifenwerk, beim Konsum oder Berufsoffiziere, da waren ruckzuck die Arbeitsplätze verschwunden. Da hat der Papa beim Schnaps erzählt, dass bald der Hammer fällt. Das meiste ist aber nicht passiert, als du in meiner Klasse warst. Das kam ein paar Jahre später, als die große Ernüchterung eingesetzt hat.

Und die Kinder?

Den Kindern hat man das äußerlich nicht unbedingt angemerkt. Das ist auch heute so in der Pandemie. Es tauchte aber immer mal in den Geschichten auf. Vor allem, als damals die große Pendelei losging und die Väter tagelang weg waren, nach Hamburg gefahren sind, um zu arbeiten, oder bis nach Holland. Das war aber alles noch nicht so verbittert wie in den späteren Jahren.

Heute sehen Sie nicht mal alle Kinder. Was machen Sie da?

Die Kinder, die ich nicht hier in der Schule habe oder nicht in den Internetkonferenzen sehe, die rufe ich einmal die Woche an.

Haben Sie Sorgen vor Dunkelräumen, die Sie nicht mit Telefonanrufen ausleuchten können?

Mächtig, ja. Auch schon wegen der Erfahrungen aus dem ersten Lockdown, als die Kinder im Norddienst nicht mal in ihrem eigenen Klassenverband waren. Da gab es Kinder, deren Familien ich nicht erreicht habe, oder bei

denen es am Telefon nur hieß, joah, alles okay. Eine digitale Lernplattform war noch nicht vorhanden. Dann kamen die Kinder wieder. Wir Lehrer hatten geglaubt, wir hätten genug Aufgaben gestellt und Hinweise gegeben, uns gekümmert. Aber dann hatten manche alles, inklusive Zusatzaufgaben, da hüpfte einem das Herz, und andere hatten gar nichts. Wenn sie raus sind aus dem Klassenzimmer, hängt vieles am Elternhaus.

Was haben Sie getan?

Ich habe mit Kolleginnen und Kollegen gesprochen und anders geplant. Wir haben versucht, aufzuarbeiten und aufzuholen. Aber so einfach geht das nicht. Vor allem nicht bei den Kindern aus der ersten Klasse, denen nun die Basis fehlt. Ich kann da nicht alles ausgleichen. Am Ende stehe ich da alleine vor der Klasse.

Sie haben es geschafft, mir als Grundschüler ein sicheres Gefühl mitzugeben in einer Zeit der Unruhe und des Umbruchs. Die Grundschule war eine glückliche Zeit. Wie haben Sie das geschafft? Und wie machen Sie es heute, wenn Sie die Kinder weniger sehen?

Das kann man nicht vergleichen. Ihr wart immer im Unterricht, und ich habe meinen Beruf immer weitermachen können. Der Frust kam erst Jahre später in die Familien und machte es schwerer. Und heute würde ich sagen, auch wenn ich kein Psychologe bin, werden die allermeisten Schüler da ohne Knacks rausgehen. Das Leben geht für die Kinder ja weiter. Ein Problem gibt es nur, wenn man nicht in den Klassenraum kommen kann und es zu Hause nicht so richtig vorangeht.

Weil der Schutzraum Klassenraum aufgebrochen wurde, könnte diese Zeit sogar tiefere Spuren hinterlassen?

Bei euch gab es diese Gefahr doch eigentlich nicht, weil bestimmte Dinge nie geschlossen waren. Der Alltag ging schon immer weiter. Neu war für euch in gewisser Weise ohnehin alles. Das ist heute völlig anders für die Schüler. Da gibt es eben immer mehr Schüler, bei denen wir uns Gedanken machen müssen, wie wir sie überhaupt noch weiterbekommen. Aber erst einmal müssen wir sie überhaupt wieder regelmäßig sehen und verstehen, wo sie gerade stehen. Ihr wart immer da, die Lehrer waren immer da. Ihr hattet Glück. Jetzt sind die Kinder größtenteils nicht da. Und wir sind darauf angewiesen, dass die Eltern mit den Kindern lernen.

Was wollen Sie Ihren Grundschulern mitgeben?

Wenn es optimal läuft, sollen sie selbstbewusste, selbständige kleine Persönlichkeiten werden, die wissen, was sie können und was sich erziehungstechnisch gehört. Da sind wir wieder bei der Demokratie und dem Benehmen. Es gibt natürlich Kinder, wenige, die von zu Hause nicht die Unterstützung haben. Denen wollen wir besonders helfen. So eine kleine heile Welt, die wollen wir in der Grundschule schon schaffen. Es muss aber auch ein Leistungs- und nicht nur ein Wohlfühlklima sein. Das war damals in deiner Klasse so, und das halte ich auch heute so. Wir kommen jetzt nicht hierher und essen erst mal Frühstück, und ich koche den Tee. Wenn wir das hier machen, dann auch richtig. Aber wer nicht da ist, den kannst du nicht erreichen.

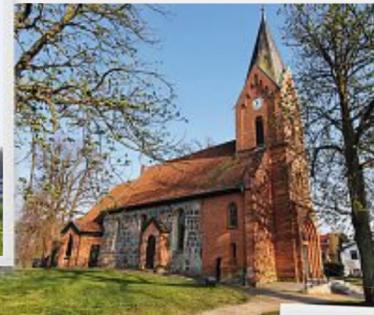
Was passiert nach der Pandemie in Ihrem Klassenzimmer?

Dann geht es hoffentlich normal weiter. Wir werden versuchen, die Unsicherheiten von den Kindern wegzuhalten und ihnen gut zuzusprechen, dass sie das schon schaffen. Wir werden uns Mühe geben, dass sie auch wirklich alles schaffen, alles lernen, was sie wissen müssen. Und die Kinder werden wollen, wenn sie wieder alle hier sind, da bin ich mir sicher, das sind ja kleine Kinder, die sind sofort Feuer und Flamme.

Warum haben Sie sich eigentlich ausgerechnet an mich erinnert?

Das hat mit dir selbst, aber auch mit deinen Eltern zu tun. Bei denen war ich ja auch zu Hause, da hat man nette Gespräche gehabt. Und ihr wart eben meine erste Klasse, die vergisst man nicht.

Sechsmal, von 1970 bis 1990, war die wenig glamouröse Sportschule Malente Schauplatz des WM-Trainingslagers der deutschen Fußball-Nationalmannschaft. Hier entstand der „Geist von Malente“, der zweimal zum Titel führte. Daran erinnert heute noch der Uwe-Seeler-Fußball-Park.



Grüße aus



Nicht nur Seen und Fischbrötchen:
Auch einen Geist hat der Kurort zu bieten.

Von Peter-Philipp Schmitt (Text)
und Norbert Franchini (Fotos)

Die besten Fischbrötchen von Malente gibt es unzweifelhaft in der „Seehütte am Kellerssee“. Frisch eingepackt mit Saucen oder Zwiebeln werden hier Bismarck und Matjes, Räucherlachs und Brathering. Gratis dazu gibt es an vielen Abenden einen herrlichen Sonnenuntergang.



Dem einstigen „Landhaus Gerdahöhe“ oberhalb des Dieksees drohte vor zehn Jahren schon der Abriss. Die neuen Besitzer aber restaurierten den Gründerzeitbau liebevoll und machten die „Villa Franca“ daraus. Darin befindet sich auch eine große Ferienwohnung.

Der Immenhof erwacht zu neuem Leben: Das Anwesen, in dem in den fünfziger Jahren die berühmten Filme um Dick und Dalli und die Ponys entstanden, ist gerade aufwendig saniert worden. Gut Rothensande, wie es eigentlich heißt, wird zum Grand Hotel. „Immenhof“-Fans wissen: Oma Jantzen hätte es sicher gefreut.



Sie heißt Lisa und ist doch bei näherem Hinsehen ein Bulle. Denn die erste schwimmende Kuh versank nach einem Sturm im Dieksee. Ihr Besitzer, der Wirt vom „Bootschau“, einem Restaurant mit norddeutscher Küche, beschaffte umgehend Ersatz – und vergaß auch Lisas Kalb Lotte nicht.

Lange war coronabedingt auch für die MS Malente Pause. Gleich mehrere Schiffe fahren sonst über die vielen Seen der Holsteinischen Schweiz: Die Fahrt über Dieksee, Langensee, Behlersee, Höftsee und Edebergsee dauert etwa zwei Stunden. Eine der Anlegestellen: Malente-Gremsmühlen unweit des Kurparks.

Jenny Saft war 30 Jahre alt, als sie 2017 aus den USA zurück nach Deutschland zog. In San Francisco hatte sie in der Tech-Branche gearbeitet, in der Heimat wollte sie daran anknüpfen. Einen Kinderwunsch hatte sie noch nicht, der passende Partner fehlte ohnehin. Sie wollte sich aber die Möglichkeit, Mutter zu werden, offen halten. Im Silicon Valley kannte sie viele Frauen, die sich Eizellen für eine spätere Befruchtung einfrieren ließen. Als sie sich in Deutschland über Social Freezing informierte, stieß sie bei vielen Ärzten auf Ablehnung. „Auf eine Single-Frau, die selbst bestimmt, wann, wie und mit wem sie Kinder haben will, ist man hier noch kaum vorbereitet.“

Gemeinsam mit Tobias Kaufhold gründete sie Oviavo: ein Start-up, das Unternehmen dabei hilft, ihre Mitarbeiter in Sachen Fruchtbarkeit und Familienplanung aufzuklären und zu unterstützen. Oviavo gehört zur wachsenden Zahl an Start-ups, die mit Leistungen rund um den Kinderwunsch das Thema Fruchtbarkeit besser sichtbar machen.

Ausbildung, Heirat, Familie? Längst verlaufen viele Erwerbs- und Familienbiografien weniger linear – und weniger heteronormativ. Heute sind Familien vielfältiger, werden später gegründet. 2019 war eine Frau in Deutschland zum Zeitpunkt der Geburt ihres ersten Kindes 30,1 Jahre alt, rund fünfzehn Jahre älter als in den Sebzigerjahren. „Mit 35 sind etwa 50 Prozent der Akademikerinnen hierzulande noch kinderlos“, sagt Saft. „Rund die Hälfte von ihnen bleibt es. Nicht immer, aber oft ungewollt.“ Zum Beispiel, weil es mit dem Schwangerwerden irgendwann einfach nicht mehr klappt. Hinkt nicht nur die Biologie hinterher, sondern auch der Diskurs darüber, welche Auswirkungen neue Lebensweisen auf die Fruchtbarkeit von Frauen und Männern haben? Denn die Bilder von Stars, die noch mit Mitte vierzig ihr erstes Kind bekommen, die Paare im Bekanntenkreis, bei denen es so spät noch funktioniert, verzerren die Realität.

Laut der Weltgesundheitsorganisation (WHO) sind 15 Prozent der Paare im reproduktionsfähigen Alter weltweit von Unfruchtbarkeit betroffen. Gemäß Zahlen der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung verteilen sich die Störungen, die eine Schwangerschaft erschweren, gleichmäßig auf Frau und Mann. Allerdings trifft die abnehmende Fruchtbarkeit Frauen früher als Männer. Schon im Alter von 35 Jahren sind rund 95 Prozent aller Eizellen verbraucht. Mit 40 liegt bei einer Frau die Chance, auf natürlichem Weg schwanger zu werden, pro Zyklus bei gerade einmal fünf Prozent. Neben dem Alter ist für eine Schwangerschaft die Qualität der Eizellen entscheidend; sie nimmt von Mitte 30 an ebenfalls ab. Auch eine künstliche Befruchtung ist nicht in jedem Alter noch problemlos möglich.

Zugleich hält sich die gesellschaftliche Erwartung, dass man ohne medizinisches Zutun schwanger werden soll. Da Männer biologisch mehr Zeit haben, wird den Frauen das Ideal aufgedrückt, zu

studieren, zu arbeiten und natürlich auch mal bitte schwanger zu werden.

Aber bringt das Thema Fruchtbarkeit Frauen nun die Freiheit, selbst zu entscheiden? In den USA spricht man von der ultimativen Selbstermächtigung, von Selfcare und einem feministischen Akt. Die Möglichkeit der Unfruchtbarkeit ist jedoch mit Ängsten verbunden. Start-ups, so lautet die Kritik, nutzen diese Sorgen aus, indem sie damit Geld verdienen. In den USA richtet sich dieser Vorwurf vor allem an Unternehmen wie Kindbody, die mit Social-Freezing-Partys Geld verdienen. Das Einfrieren von Eizellen wird dort als eine Art Wellness-Erfahrung verkauft. Dabei handelt es sich um einen ernsthaften medizinischen Eingriff. Und das Einfrieren von Eizellen ist eine Chance, aber keinesfalls eine Garantie für eine spätere Schwangerschaft. Tatsächlich liegt die Chance auf eine Schwangerschaft mit 20 eingefrorenen Eizellen von 35 an bei etwa 40 Prozent. Oft braucht man mehrere Zyklen der Eizellenentnahme. Jeder Zyklus kostet in Deutschland 3000 bis 4000 Euro. Das ist oft nicht direkt ersichtlich. Auch nicht, dass jährliche Kühl- und Lagergebühren von rund 300 Euro anfallen. Wenn die Zeit gekommen ist, kostet auch die künstliche Befruchtung. Wer zukünftig Kinder bekommt – das hängt letztlich auch vom Kontostand ab.

Jenny Saft will mit Oviavo helfen, die richtige Entscheidung zu treffen – und nicht, Familienplanung in jedem Fall aufzuschieben. „Wenn eine Frau mit 25 nach einer Beratung zu dem Schluss kommt, sich ihren Kinderwunsch direkt zu erfüllen, vielleicht sogar alleine, dann ist das doch großartig.“ In einer idealen Welt würden nach ihrer Ansicht die teils horrenden Kosten für alle vom Staat finanziert werden, damit die Frage nach der Fortpflanzung nicht zur Klassenfrage wird. Weil das wohl nicht passieren wird, wählt Oviavo den Weg über die Arbeitgeber, die mit „Fertility & Family Forming Benefits“ ein Signal gegen soziale Ungerechtigkeit senden können. Nach amerikanischem Modell sind es auch hierzulande Start-ups, Kanzleien, Mittelständler, die sich Geschlechtergerechtigkeit auf die Fahne schreiben.

Aber: Warum suchen Menschen überhaupt bei einem Start-up nach medizinischen Antworten? Ist man bei einer Gynäkologin und einem Kinderwunschzentrum nicht besser dran? Laut Maxie Matthiessen ist einer der Hauptgründe die mangelnde Beratungszeit beim Arzt. „In Deutschland dauert ein Besuch beim Arzt im Schnitt gut sieben Minuten, inklusive An- und Ausziehen. Da bleibt kaum Zeit für ein beratendes Gespräch.“ Matthiessen hat Femna gegründet, ein Start-up für Frauenmedizin. Mit Tests für den Heimgebrauch können Frauen selbst ihre Hormonwerte überprüfen, die vaginale und sexuelle Gesundheit. Die Proben schicken sie an Femnas Partnerlabor, die Ergebnisse besprechen sie mit Medizinerinnen und Naturheilpraktikerinnen per Videogespräch. Zwischen Gynäkologie und Kinderwunschzentrum scheint es

oft eine Beratungslücke zu geben. Auch Frauen, die nicht auf dem Weg ins Kinderwunschzentrum sind, fühlen sich häufig nicht hinreichend aufgeklärt. „In der Schule und bei Gynäkologen lernen wir alles über Verhütung, aber entwickeln kaum ein Bewusstsein dafür, dass eine Schwangerschaft irgendwann nicht mehr so einfach für unseren Körper ist“, sagt Lia Grünhage. Sie wollte sich mit ihrem Start-up Avery ursprünglich nur mit dem Thema Social Freezing befassen. „Allerdings haben wir schnell gesehen, dass das eigentliche Thema einen Schritt davor anfängt. Frauen wollen erst mal wissen: Wo stehe ich denn eigentlich mit meiner Fruchtbarkeit?“

Avery hat einen Test für Frauen und Männer entwickelt, der das beantworten soll. Ist die Fruchtbarkeit für das Alter gut oder eher schlecht? Der Test, der bei Frauen verschiedene Hormone prüft, soll bei der Entscheidung helfen, ob man sich in Sachen Kinderplanung noch zurücklehnen kann oder wegen niedriger Werte besser schneller loslegt.

Befragt man Matthias Bloechle zu Fruchtbarkeitstests, ist die Antwort eher verhalten. Der Gynäkologe, Vizepräsident der Berliner Ärztekammer, leitet seit 1999 in Berlin gemeinsam mit seiner Frau eine Kinderwunschklinik. Auch dort sind Hormontests Teil einer Routineuntersuchung; so kann man etwa Störungen an der Schilddrüse, die Schwangerschaften behindern, erkennen und beheben. Genau wie bei Avery betrachte man unter anderem das Anti-Müller-Hormon, das Auskunft darüber gibt, wie gut die Fähigkeit des Körpers ist, bei einer Hormonbehandlung Eizellen hervorzu bringen, sagt Bloechle. Man erkenne da durchaus Korrelationen zwischen einem niedrigen Wert und der Schwierigkeit, etwa bei einer hormonellen Behandlung im hohen Alter genügend Eizellen für eine künstliche Befruchtung zu gewinnen. „Allerdings sehen wir regelmäßig auch Frauen mit schlechten Werten problemlos schwanger werden“, sagt Bloechle. Für die Medizin gelte man in der Regel erst dann als unfruchtbar, wenn man mit seinem Partner zwölf Monate lang vergeblich probiert habe, schwanger zu werden. Fruchtbarkeit sei hochkomplex. „Den einen Test gibt es nicht.“ Die Familienplanung sollte man von so einem Test zumindest nicht abhängig machen.

Bloechle verteuft die neuen Fruchtbarkeitsakteure nicht. „Diese neuen Start-ups sprechen wie Freundinnen zu den Frauen.“ So passen sie sich den Lebenswelten junger Menschen an. Das zeigt sich schon an praktischen Faktoren: Gesetzlich Versicherte warten oft monatelang auf einen Termin beim Facharzt. Für den müssen sie sich zudem nicht selten einen halben Tag freinehmen. Start-ups mit telemedizinischem Angebot bieten schnelle Tests von zu Hause und ärztliche Besprechungen via Zoom. Viele Kunden sind durchaus bereit, für den Faktor Zeit zu bezahlen, also für ein ausführliches Gespräch, das sie beim Arzt oft nicht bekommen.

Bloechle glaubt auch, dass viele Start-ups den Menschen mit weniger Vorurteilen begegnen als das deutsche Gesundheitssystem. Bloechle selbst war der erste, der ein lesbisches Paar in den Nullerjahren in Deutschland künstlich befruchtete. Er behandelt auch Single-Frauen. Das täten nicht alle Kollegen. Außerdem weist er darauf hin, dass die Kosten etwa für eine künstliche Befruchtung nur für heterosexuelle Paare von den Krankenkassen mitfinanziert werden. In vielen Bundesländern muss man dafür bis heute verheiratet sein.

Die Start-ups scheinen also eine Anlaufstelle für alle zu sein, die nicht in das bis heute herrschende Familienideal passen, die zum Beispiel als Frau alleinstehend sind mit unerfülltem Kinderwunsch. Sie sind auch eine Konsequenz aus den Schwierigkeiten junger Frauen, Kind und Beruf zu vereinbaren. Denn wegen dieser Probleme schieben viele ihren Kinderwunsch auf und riskieren, irgendwann nicht mehr alle Optionen zu haben. Gynäkologen und Start-up-Gründer empfehlen Frauen und Männern übrigens, sich früh, mit Anfang bis Mitte 20, ein paar Fragen zu stellen: Möchte ich Kinder? Warum und wie sehr? Und wie weit bin ich bereit, für einen Kinderwunsch zu gehen? ◀

FOTOBREIT

REINE LEHRE

Von Michael Spehr



Bluetooth, Apps, Künstliche Intelligenz: Moderne Technik macht elektrische Zahnbürsten zu wertvollen Putzhilfen.

Schon für 30 Euro hält der Discounter elektrische Zahnbürsten parat. Die Technik ist nicht neu. In den fünfziger Jahren kamen erste Elektrozahnbürsten mit dem Argument der besseren Putzleistung auf den Markt. Schwierige Stellen im Mundraum lassen sich leichter erreichen, der Zahnbelag wird gründlicher beseitigt, auf diese Weise wird Parodontose und Karies vorgebeugt. Am weitesten verbreitet sind oszillierend-rotierende Zahnbürsten. Etwas jünger sind Schallzahnbürsten, bei denen der Bürstenkopf mit einer sehr hohen Frequenz bewegt wird.

Wer Spitzentechnik probiert, muss aber deutlich mehr als 100 Euro, bisweilen sogar mehr als 200 Euro investieren. Die Oral B Black Pro 7000 Smart mit Bluetooth kostet in der von uns ausprobierten Variante 210 Euro. Die Ausstattung ist üppig: Dazu gehören ein Aufbewahrungsbeutel für das Ladeteil, ein hochwertiges Reiseetui und der Smartguide, ein Bediensatellit mit eigenständiger Batterie und LC-Anzeige, welche die Putzzeit, das gewählte Reinigungsprogramm und Hinweise zum Wechsel auf den nächsten Kieferquadranten zeigt. Ein kurzes Stottergeräusch signalisiert den Wechsel auch am Handapparat. Neu ist der Smartguide nicht, im Vergleich mit älteren Oral-B-Systemen ist er kleiner geworden und sein Display von oben schlechter ablesbar. Dafür geben jetzt Belohnungs-Sternchen in der Anzeige eine Rückmeldung, ob man bei den letzten Reinigungsvorgängen lange genug Hand angelegt hat.

Als reine Zahnbürste gefällt das Bluetooth-Modell. Wie die anderen Spitzengeräte von Oral B bietet der Apparat 8800 Seitwärtsbewegungen und 40.000 Pulsationen in der Minute und ist kompatibel mit allen Oral-B-Aufsteckbürsten. Dieses Modell war zudem eines der ersten mit Bluetooth. Zahnbürste und Smartphone werden gekoppelt. Was funktioniert mit der App? Man kann die Zeitdauer für den Timer ändern, der in der Standardversion auf zwei Minuten eingestellt ist, sich an die zusätzliche Reinigung mit Zahnpasta oder Mundspülung erinnern lassen und die Putzzeit für einzelne Quadranten hochsetzen. Wenn die App geöffnet ist, wird auf ihrem Bildschirm zudem die verstrichene Zahnputzzeit angegeben.

Weit mehr bietet ein neueres Modell von Oral B. Die IO (von 180 Euro an) kommt mit Oled-Display, hat neue Bürstenköpfe und verwendet einen magnetischen Antrieb, der die Energie effizienter und gleichmäßiger auf den Bürstenkopf übertragen soll. Die Bewegung ist eine rotierende und oszillierende mit 145 Hertz. Die Bürste läuft ruhiger und leiser als jene früherer Versionen.

Die Zahnbürste wird per Bluetooth mit dem Smartphone gekoppelt und die Oral-B-App gestartet. Sie erkennt den Putzbeginn, wertet ganz

Für das gepflegte Mund-Werk (von links): Oral B IO, Oral B White Pro 7000, Philips Sonicare Diamond Clean und Colgate Smart E1

ohne Kamera die Sensordaten des Handgriffs aus und visualisiert den Putzfortschritt. Es wird in Echtzeit erkannt, welches Zahnsegment gerade an der Reihe ist und sogar unterschieden, ob man die Innen- oder Außenseite sowie die Kaufläche putzt. Sodann berechnet die App, welches Segment und welche Fläche noch besonderer Zuwendung bedürfen und zeigt dies an. Die Genauigkeit der Erkennung ist verblüffend.

Schallzahnbürsten verschaffen ein anderes Putzerlebnis – ob besser oder schlechter, ist hier nicht zu beurteilen. Von Philips erprobten wir die Sonicare Diamond Clean, die rund 200 Euro kostet. Sie ist in verschiedenen Farben erhältlich, hat fünf Reinigungsprogramme, und ihre Besonderheit ist das Ladeglas zur Aufbewahrung und zum induktiven Laden des Akkus. Auf eine silberfarbene Induktions Scheibe wird eine Art Whiskyglas gesetzt, die Zahnbürste stellt man hinein. Auf diese Weise sammeln sich die unvermeidbaren Reste von Wasser und Zahnpasta nicht auf dem Plastik des Ladegeräts, sondern am Boden des Glases.

Putzt man zum ersten Mal mit einer Schallzahnbürste die Zähne, merkt man gleich den Unterschied zu einem herkömmlichen Modell: Es kribbelt ein bisschen. Wenn die Schallzahnbürste richtig arbeitet, muss sie einen hydrodynamischen Effekt erzeugen. Der lässt sich beobachten, wenn man die Bürste leicht auf die Oberfläche eines gefüllten Wasserglases aufsetzt und einschaltet. Man kann dann sehen, wie weit die Turbulenzen im Glas reichen. Bei der Philips-Zahnbürste war der Effekt durchgehend bis zum Boden des Wasserglases zu erkennen.

Schließlich kam noch von Colgate die Smart E1 ins Haus, die rund 100 Euro kostet. Mit integrierter „Künstlicher Intelligenz“ kümmere sich diese Zahnbürste effektiv um die Mundgesundheit, heißt es dort. Die Bürste lässt sich per Bluetooth mit dem iPhone verbinden, es gibt eine zugehörige App. Der induktive Ladefuß kommt mit einem amerikanischen Netzstecker. Man benötigt also zusätzlich einen Adapter für den deutschen Stromanschluss.

Die Colgate will über die iPhone-App mitsamt dreidimensionaler Grafik des Mundraums in Echtzeit Feedback zur Putztechnik geben, um diese zu verbessern. Aber wie will die App erkennen, dass man bestimmte Areale der Zähne zu wenig oder zu viel putzt? Der Hersteller spricht davon, dass eine Schall-Vibrations-Technik diese Aufgabe übernehme. Wir meinen, dass sie nicht hinreichend präzise arbeitet. Die Anzeige auf dem Display und die reale Position im Mund passten häufig nicht zusammen. Und im Test mit dem Wasserglas schnitt die Colgate deutlich schlechter ab als die Philips. ◀

FOTOBREIT

ZUM GLÜCK FEHLTE IHM NUR NOCH ZEIT



Unseren Fragebogen wollte der Modeschöpfer **Alber Elbaz** per Video beantworten: Er habe Angst vor Corona und wolle kein Risiko eingehen, hieß es von seinem Pressebüro. Der ehemalige Lanvin-Chefdesigner hatte sich nach fünf Jahren Pause im Januar mit seinem Label AZ Factory zurückgemeldet, und die Modeszene hatte ihren größten Sympathieträger zurück. Wenige Wochen nach unserem Gespräch, am 24. April, starb Alber Elbaz im Alter von nur 59 Jahren an den Folgen einer Covid-19-Erkrankung – ausgerechnet er, der Vorsichtige, der angeblich bereits zweimal geimpft war. Uns bleiben nur seine letzten Worte auf dieser Seite. An diesem Samstag wäre Alber Elbaz 60 Jahre alt geworden.

Was essen Sie zum Frühstück?

Ich trinke nur Kaffee. Ich esse morgens nie.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich lasse sie in der Regel vom Schneider anfertigen. Am besten gleich im Zehnerpack. Ansonsten trage ich gerne Sachen von Issey Miyake oder Yohji Yamamoto. Aber ich kaufe grundsätzlich sehr wenig Kleidung.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein Jackett und ein Smoking, die mir in meiner Zeit bei Yves Saint Laurent maßangefertigt wurden. Beide Teile passen mir heute natürlich nicht mehr. Ich sage nur so viel: Sie sind mir nicht zu groß.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Das ist genau zweieinhalb Wochen her. Da habe ich 140 Briefe per Hand geschrieben, Einladungen an die Redaktionen, das Video zum Launch meiner Marke anzuschauen. Jeder Brief war von mir handschriftlich verfasst und mit Zeichnungen versehen. Keine Einladung war wie die andere, jeder Redakteur bekam seinen ganz persönlichen Brief.

Welches Buch hat Sie in Ihrem Leben am meisten beeindruckt?

Das ist wie bei einer Reise. Die beste ist immer die, die man noch vor sich hat. Ich habe gerade ein Buch von Laurence Benaïm bekommen, es heißt „Sidération“, und es geht darin um ihre Mutter. Ich kenne Laurence und ihre Mutter Nicole und kann es kaum erwarten, dieses Buch zu lesen. Mütter und familiäre Beziehungen haben mich schon immer fasziniert.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Ich bin sehr neugierig und frage die Menschen um mich herum unentwegt: What's up? What's next?

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Was gibt's zu essen? Ich kann Ihnen versichern, das führt immer zu vielen und vor allem endlosen Diskussionen.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

„My Octopus Teacher“ („Mein Lehrer, der Krake“) von Pippa Ehrlich und James Reed. Ein wundervoller Dokumentarfilm über einen Filmemacher, der eine Art Burnout hatte und in seine Heimat Südafrika zurückkehrt, wo er mit dem Tauchen beginnt. Unter Wasser begegnet er einem Oktopus, den er ein Jahr lang filmt. Der Film beschreibt die Beziehung zu dem Tier, in das er sich in gewisser Weise verliebt. Als der Oktopus eines Tages stirbt, ist das für ihn ein unsagbarer Schmerz. Das hat mich unglaublich berührt.

Sind Sie abergläubisch?

Sehr! Und zwar in jeder Hinsicht: Zahlen, Katzen, was auch immer. Deswegen habe ich mit Frédéric Malle ein Parfum herausgebracht, das „Superstitious“ heißt. Der Name war meine Idee.

Worüber können Sie lachen?

Menschen. Ihre Persönlichkeit, ihre Authentizität, ihre Naivität. Aber ich lache nicht über sie, ich lache mit ihnen. Es wird oft gesagt, dass ich lustig sei, aber wie heißt es doch gleich über Clowns: Aus ihnen spricht die Wahrheit. Und sie weinen, um sich auszuruhen.

Ihre Lieblingsvornamen?

Alex.

Machen Sie eine Mittagspause?

Ja. Ich schließe dann die Tür meines Bürozimmers. Manchmal höre ich Musik, oder ich telefoniere mit jemandem. Ich versuche die Pause so spät und so leicht wie möglich zu halten. Aber auch nicht zu leicht, sonst brauche ich um 18 Uhr schon wieder ein Sandwich.

In welchem Land würden Sie am liebsten leben?

Hier. Für meine Arbeit in der Mode ist es perfekt. Außerdem mag ich Paris und seine Bewohner sehr.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Es kommt ganz auf die Lebensphase an. Manchmal ist mein Kühlschrank total leer, manchmal ist er übervoll, und es fehlt an nichts, aber auch wirklich gar nichts. Wie es heute darin aussieht, habe ich nicht nachgeschaut.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich habe keinen Führerschein. Also ohne.

Was ist Ihr größtes Talent?

Empathie. Ich bin sehr sensibel und habe die Gabe, Menschen sofort zu verstehen.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Ich esse so oft wie möglich, um sicher zu gehen, dass ich nicht den Geschmackssinn verloren habe. Ich bin ein kleiner Hypochonder.

Welche historische Person würden Sie gerne treffen?

Albert Einstein, denn wir haben die gleichen Initialen. Aber natürlich nicht nur deswegen.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Ich trage eine Cartier-Uhr, das ist alles. Ich habe sie mir erst kürzlich gekauft, als Geschenk an mich selbst, für meinen Neuanfang mit Richemont.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Ich nutze kein Parfum, nur ätherische Öle, die ich mir selbst zusammenmische. Welche ich benutze, bleibt mein Geheimnis. Parfums sind für mich wichtig, sie erinnern mich an bestimmte Zeiten in meinem Leben. Als meine Mutter vor zwölf Jahren starb, habe ich einzig ihren Schal aufbewahrt, um manchmal ihren Duft zu riechen.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Das war in Thailand mit meinem damaligen Partner. Wir fuhren oft dorthin und luden immer viele Freunde ein. In einem Jahr konnte niemand mitkommen, und wir beschlossen, alleine hinzufahren. Da wurde mir klar, dass ich sehr wenig brauche, um glücklich zu sein.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Nicht das letzte, aber eines, das für immer in meinem Herzen bleibt: Bono mit U2. Ich verließ das Konzert zehn Minuten vor Ende, um nicht ins Gedrängel zu geraten. Als ich um ein Uhr nachts zu Hause ankam, rief mich Bono an und fragte: „Hast du den letzten Song gehört, „Beautiful Life“? Den habe ich dir gewidmet.“ Ich hatte diesen Moment tatsächlich verpasst.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Zeit.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Nur Wasser, ich trinke so gut wie keinen Alkohol.

Aufgezeichnet von Estelle Marandon.



„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 26 internationaler Fotografie-Magazine

TIPA-Awards-Gewinner 2013, 2017 und 2020



Luke Stackpoole

WhiteWall Ambassador

Die WhiteWall Ambassadors zählen zu den angesehensten, talentiertesten und einflussreichsten Profifotografen weltweit, die für ihre außergewöhnlichen Motive auf die Galerie-Qualität von WhiteWall vertrauen. Entdecken Sie individuelle Fotoprodukte Made in Germany, wie den echten Fotoabzug unter Acrylglas mit Schattenfugenrahmen aus unserer hauseigenen Manufaktur.

WhiteWall.com

Berlin, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Köln, München, Stuttgart, Wien, Zürich

 WHITE WALL



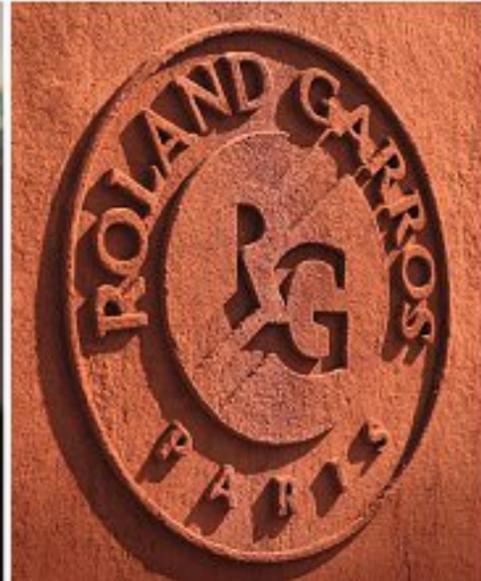
COURT PHILIPPE-CHATRIER 2019



ROGER FEDERER 2009



IGA ŚWIĄTEK 2020

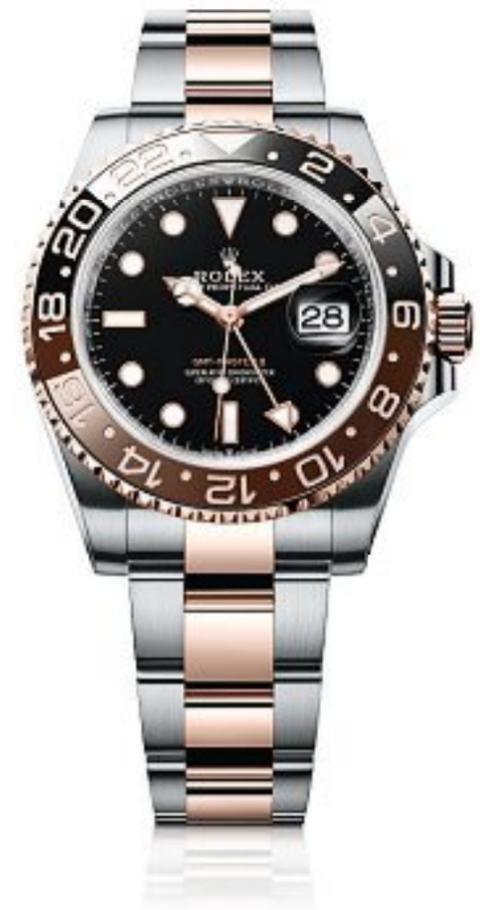


DOMINIC THIEM 2019

ROLAND-GARROS

Bereits seit 1928 gilt das Roland-Garros als eine der anspruchsvollsten Herausforderungen im Tennissport. Das einzige Grand Slam®-Turnier, das auf Sand ausgetragen wird, verlangt selbst erfahrenen Champions bei endlosen Ballwechseln alles ab und zwingt sie, ihr Spiel an die besonderen Gegebenheiten der Plätze anzupassen. Ein neu renoviertes Stadion bereitet den Weg für eine Zukunft, in der das legendäre Tennisturnier seinen Ruf als ultimative Bewährungsprobe weiterhin verteidigt. Heute mehr denn je würdigt Rolex die Menschen und Organisationen, die das Beste im Sport hervorbringen.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL GMT-MASTER II



OFFICIAL
TIMEKEEPER

ROLAND-GARROS
STADE ROLAND-GARROS, PARIS
30. MAI BIS 13. JUNI 2021

